

8/09

ZEN

Scholien

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 08/2009

Institut für Wertewirtschaft, Wien

<http://wertewirtschaft.org>

scholien@wertewirtschaft.org

Aufschub

Teurer Leser!

Ich höre von der Erwartungshaltung, es noch bis zu einer Nummer 10 in diesem Jahr zu schaffen. Alle ein bis zwei Monate war das Versprechen, an das ich mich erinnere, was 6-12 Nummern entspricht. 12 werden es ganz gewiß nicht mehr, aber der Mittelwert sollte gelingen. Zur meiner Verteidigung sei noch vorgebracht, daß ich in Sachen Umfang mein Versprechen stets deutlich übertraf.

Diese Defensive ist freilich verdächtig, und der Verdacht liegt darin begründet, daß ich selbst nicht ganz zufrieden mit mir bin. Die Scholien sollten sich von selbst schreiben, und das taten sie auch, sobald ich einmal dabei war. Doch die Hürde zu den ersten Seiten, jenes Syndrom, über das die meisten Autoren klagen, blieb bis heute übergroß. Ich schiebe das Beginnen stets hinaus, bis mich mein schlechtes Gewissen dazu mit aller Gewalt nötigt.

Ich bin also ein Meister der Prokrastination; dieses lateinisch-englische Wort schleicht sich langsam ins Deutsche, weil das Phänomen im virtuellen Volksgeist so virulent ist. Die Leistungsvorteile, die das Internet als nützliches Werkzeug bringt, scheinen im Durchschnitt überkompensiert durch Betäubungs-„Vorteile“. Es bietet nahezu unerschöpfliche Substitute für die Sinne, den Verstand und das Gemüt. Sollte dereinst die physische Kopplung gelingen, wird es viele vollends verschlingen. Nur noch ein Video, dann beginne ich mit den Scholien: *1* ...

Der Psychologe Neil Fiore verwendet in seinem Selbsthilfebuch *The Now Habit* die Definition, bei *procrastination* handle es sich um „eine neurotische Form selbstverteidigenden Verhaltens“. Diese „Selbstverteidigung“ richte sich gegen tiefe innere Ängste und verschaffe momentane Erleichterung. Paradoxerweise ginge Prokrastination oft mit Überarbeitung einher.

Die Angst vor Beurteilung [...] kommt daher, daß man sich selbst und seinen Wert als Person mit der eigenen Ar-

beit in übertriebenem Ausmaß identifiziert. Aus dieser Angst folgt das kontraproduktive Streben nach Perfektion, schwere Selbstkritik und die Angst, daß man sich der Freizeit enthalten muß, um einen unsichtbaren Richter zufriedenzustellen. [...] In meiner Arbeit mit Tausenden Aufschiebern [*procrastinators*] habe ich entdeckt, daß es einen Hauptgrund gibt, warum wir Dinge aufschieben [*procrastinate*]: Es belohnt uns mit *vorübergehender* Streßerleichterung. ¶²¶

Prokrastination sei nicht das Problem, sondern ein bloßes Symptom. Es helfe nichts, dagegen mit Vorhaltungen vorzugehen und weiteren Streß zu machen. Viele nehmen sich vor, mehr zu arbeiten, um ihr Pensum zu erfüllen. Zielführender sei es jedoch, sich vorzunehmen, weniger zu arbeiten. In diesem Sinne empfiehlt Fiore, die üblichen Ratschläge, „fleißiger und effizienter zu sein“ auf den Kopf zu stellen und den Terminkalender als *unschedule* zu führen. Damit meint er, „Freizeit“ oder wie er sagt: Spielzeit (*play*), also bewußte Nichtarbeitsaktivitäten einzutragen:

Wir sind es gewohnt, unsere Arbeitszeit zu planen und unsere Spielzeit ziemlich unstrukturiert zu belassen. Indem man sich zwingt, die Erholungszeit einzuplanen und sich daran zu halten und die Arbeitsaktivitäten zunächst auf festgelegte Abschnitte von dreißig Minuten zu beschränken, *baut dieses Unschedule ein unterbewußtes Verlangen auf, mehr zu arbeiten und weniger zu spielen.**(3)*

Der treue Scholien-Leser erinnert sich hierzu an die paradoxe Intention von Viktor Frankl. So richtig und wertvoll mir Fiores Schlußfolgerungen scheinen, so wenig überzeugt mich seine Analyse zu Beginn. Die Ursachen der Prokrastination in Ängsten zu finden, ist naheliegend, aber etwas zu psychologisierend. Solche Beschreibungen erinnern an Horoskope: Jeder findet sich ein wenig darin wieder. Wer hat keine Ängste? Wer beurteilt sich nicht? Der Psychologismus ist hier selbstimmunisierend: Da Unbewußtes unterstellt wird, können wir als bewußte Adressaten schwerlich etwas entgegen halten. Aber auch Viktor Frankls Ansatz befriedigt nicht vollkommen. Es ist möglich, den Sinn seines Lebens zu sehen und doch nicht den nötigen

Antrieb aufzubringen, während der verängstigte Neurotiker und der Mensch ohne Lebenssinn höchste Geschäftigkeit entfalten können.

Im Fluß

Während man hierzu allerlei über zeitinkonsistente Präferenzen psychologisieren kann, ist die Sache eigentlich einfacher: Wenn man nicht im *Flow* ist, ist man eben nicht im *Flow*. In Anlehnung an den ungarischstämmigen Psychologen mit einem Namen, neben dem sogar meiner einfach aussieht, Mihály Csíkszentmihályi, wird darunter das Aufgehen in einer Sache bezeichnet, sodaß die Ablenkung erst gar keine Chance hat.*⁽⁴⁾*

Csíkszentmihályi zitiert einen Komponisten, der diesen Höhepunkt der Schaffenskraft so beschreibt:

Man ist in einem derart ekstatischen Zustand, daß man sich fühlt, als würde man gar nicht existieren. Ich habe dies immer wieder erlebt. Meine Hand scheint von mir losgelöst, und ich habe mit dem, was passiert, nichts mehr zu tun. Ich sitze bloß da und beobachte es in einem Zustand der Ehr-

furcht und des Staunens. Die Musik fließt ganz von alleine.^{5}

Manchen erscheint dieser *Flow* als Inbegriff des Unternehmergeistes. Der US-Unternehmer John Mackey lancierte eine (wie mir scheint rasch eingeschlafene) Initiative^{6}, die vorgibt, Csíkszentmihályi mit Friedrich August von Hayek vereinen zu wollen. Mackey ist Gründer von Bio-Supermärkten und als *libertarian* bekannt. Das Motto seiner Initiative *FLOW* lautet *to liberate the entrepreneurial spirit for good*. Nette Botschaft, aber für meinen Geschmack hat's zuviel amerikanische Oberflächlichkeit und zu wenig europäische Tiefe, die den zitierten Denkern zu eigen war. In den Flüssen, die bei *FLOW* graphisch zusammenfließen, sind Milton Friedman und Abraham Maslow eingemischt, um eine türkisfarbene Brühe zu ergeben, die dann für die Kombination rechter Unternehmerfreundlichkeit mit linkem „sozialem Gewissen“ stehen soll. Es tut weder dem Unternehmertum etwas Gutes, es durch krampfhaftes „soziales Engagement“ quasi entschuldi-

gen zu wollen, noch dem Sozialen, die ideologischen Phrasen von heute für bare Münze zu nehmen. Das ist das Problem der *positive message*: Sie juckt niemanden, regt niemanden zum Nachdenken an und schafft genau das Gegenteil von dem, was sie will: sie kann keine Veränderung hervorbringen.

Zurück zu Csíkszentmihályi. Den Zustand des *Flow* faßt er in folgenden Punkten zusammen:

1. Vollständig aufgehen in dem, was wir tun: fokussiert und konzentriert.
2. Ein Zustand der Ekstase. Die ursprüngliche griechische *ἐξίστασθαι* habe die Bedeutung „außerhalb von sich selbst stehen“. Dies meine, aus der alltäglichen Realität herauszutreten.
3. Große innere Klarheit: zu wissen, was getan werden muß und wie gut wir es tun.
4. Das Wissen, daß die Tätigkeit machbar ist: daß unsere Fähigkeiten der Aufgabe entsprechen.
5. Ein Gefühl der Gelassenheit: keine Sorgen über sich selbst und der Eindruck, über die Grenzen des Egos hinauszuwachsen.

6. Zeitlosigkeit: vollkommene Fokussierung auf den gegenwärtigen Moment, Stunden scheinen in Minuten zu vergehen.

7. Intrinsische Motivation: was immer den „Flow“ (Fluß) produziert, wird zu seiner eigenen Belohnung, zum Selbstzweck.

Das klingt verdächtig nach Zen. Dies bezeichnet den in einer Schule des Buddhismus angestrebten Zustand meditativer Versenkung. Für diese esoterische Erfahrung hat Csikszentmihályi jedoch eine nüchterne, entzaubernde Beschreibung. Der Mensch habe nur eine beschränkte Informationsverarbeitungskapazität. Sobald wir wirklich auf etwas konzentriert wären, sei unser Hirn damit so vollauf beschäftigt, daß ihm keine Ressourcen mehr blieben, um uns selbst zu überwachen. Physisches Mitfühlen mit uns selbst sei uns schlicht nicht mehr möglich, Hunger oder Müdigkeit würden nicht mehr registriert. Unser Selbst werde also nicht tatsächlich transzendiert, es falle uns bloß für einen Moment aus dem Sinn.

Das Zen des Schützen

Ich versuchte mich unlängst im Tontaubenschießen. Der Mann von heute benötigt ja die Ritterfertigkeiten des Schwertführens und Reitens nicht mehr. Statt letzterem erwerben wir den Führerschein, ersteres jedoch findet selten einen modernen Ersatz. Ganz altmodisch versuchte ich mich zunächst im Fechten. Dieser Sport ist empfehlenswert, weil er viel Spaß macht und eine sehr ganzheitliche Körperausbildung mit sich bringt. (Die mir allerdings zu wenig intensiv war, da bietet das Boxen oder Kickboxen mehr körperliche Herausforderung). Heute tritt das Martialische zugunsten des sportlichen Aspektes zurück, was die Sache freilich etwas weniger mannhaft macht. Ja, Männer haben hier ganz nüchtern und weiblich betrachtet, einen Schuß. Aber eine Waffe zu üben, die weder zur Verteidigung noch zu Jagd taugt, fühlt sich doch etwas zu sehr nach Kinderfasching mit Pappschwertern an.

Der in dieser Hinsicht weitaus tauglichere Ersatz für den heutigen Gentleman ist die Flinte. Sie hilft mit erschütternder Effektivität gegen Übeltäter und in der Not vermag sie einen saftigen Braten vom Himmel oder aus dem Gras zu holen. All das ist freilich viel schwieriger als sich dies der Anfänger so vorstellt. Draufhalten und Abdrücken reicht bei weitem nicht aus. Die Trefferquote beim ersten Versuch war ernüchternd. Nur einige wenige Zufallstreffer, die stets so unnachvollziehbar waren, daß sie gut einem anderen Schützen hätten zugeschrieben werden können, munterten gelegentlich auf. Das sei wiederum kein Sport, mag man einwenden. Abgesehen von der sehr anspruchsvollen Koordinationsübung, ertüchtigt es aber doch angesichts des Flintengewichts den Oberkörper.

Heute ist ja schon das Fechten in Verruf. Das täten doch nur reaktionäre Burschenschafter. Längst vergessen, daß diese einst die progressive Vorhut waren (was sie mir freilich nicht sympathischer macht). Entgegen dem Vorurteil waren meine Fechtkameraden aber voll-

kommen normale junge Menschen. Das Schießen hingegen löst in fortschrittlichen urbanen Zentren wie dem meinen Kopfschütteln bis Schrecken aus. Der Besuch eines Sexshops ist mittlerweile weitaus gesellschaftsfähiger als der Besuch eines Schießstandes. Dies erklärt wohl auch, warum der Schießstand, den ich unlängst besuchte, für den Uneingeweihten völlig unauffindbar war. Obwohl mir dessen Existenz und Anschrift bekannt waren, verfehlten wir ihn mehrmals, trotz Wegauskunft, bis wir schließlich ganz zufällig darauf stießen, als wir einem unscheinbaren Feldweg ohne jede Beschriftung folgten. Auch vor Ort fand sich kein einziges Schild.

Nun gut, ich stehe dazu, einen hinreichend großen Schuß zu haben, mich nicht dafür zu schämen, einen Schuß abgeben zu können. Das gehört zu den Dingen, die man können sollte, auch wenn man sie (hoffentlich) nie wirklich brauchen wird. Sich damit nicht in kultivierter und respektvoller Form auseinanderzusetzen, halte ich geradezu für unverantwortlich. Die dem

Kind eingebleute Angst vor Messer, Gabel, Schere, Licht, kann man nur durch Meisterung dieser Werkzeuge in kundigen Respekt umwandeln. Die panische Furcht davor hingegen ist eher dazu geeignet, Schaden und Leid anzurichten. Mittlerweile gilt freilich schon das Messer als dem Menschen nicht mehr zumutbar. Womöglich sind die Schikanen im Flugverkehr nur eine Vorübung. Es ist nur halb gescherzt und halb bitterer Ernst, sich die künftige EU-Vorschrift auszumalen, die unser Besteck zu Plastiklöffeln (natürlich ganz „öko“ aus Windeln rezykliert) und unsere Speisen zu Brei „standardisiert“.

Ich gehöre freilich zu den gemeingefährlichen Fortschrittsfeinden, die sogar stets einen Feitel mitführen (was, wie ich früher bereits ausführte, auf Flughäfen keine allzu gute Idee ist). Das sind eben so Dinge, die man belächeln kann, die aber in einer Sorge vor dem hilflosen Ausgeliefertsein begründet sind. Dereinst hat einem die Mama das Essen vorgeschnitten und zum Mund geführt. Der inszenierte Volkskörper, der sich

uns nun immer mehr als Ersatzmutter andient, wird's niemals mit ihrer Liebe tun. Massenmenschen, die jede Grundfertigkeit delegieren, um sich schützen und letztlich füttern zu lassen, verlieren zuerst ihre Würde und letztlich auch Schutz und Futter.

Schließlich an der Waffe bewahrheitete sich: nur der Ahnungslose behandelt sie so respektlos, daß man andere vor ihm und ihn vor sich selbst schützen mußte. Der Gebrauch flößt selbst Respekt ein.

Nachdem die ersten Versuche von wenig Erfolg gekrönt waren, besorgte sich mein Kollege Eugen M. Schulak ein gutes Einführungsbuch. Es heißt schlicht „Flinte“ und ist ausgesprochen schön.*⁽⁷⁾* Der Inhalt war überraschend – und auch wieder nicht. Der ungarische Meisterschütze Nicky Szápáry gibt dabei eine didaktisch hervorragende Einführung in das Schießen, die erstaunlich nahe am Zen liegt.

Nun kannte ich schon das berühmte Büchlein von Eugen Herrigel: Zen in der Kunst des Bogenschießens. Darin beschreibt der deutsche Philosoph seinen Ver-

such, in Japan das Bogenschießen zu erlernen. Er stellt dabei fest, daß es sich mehr um ein „Entlernen“ als ein Erlernen handelt. Um das Ziel zu treffen, ziele nicht! Diese durchaus praktisch gedachte Anweisung bezieht sich nicht nur auf das Finale der Übung – den Schuß, sondern steht sinnbildlich für den gesamten Weg. Wieder sind wir bei der paradoxen Intention. Das Bogenschießen dient als komplexes Ritual, um dem Zen näher zu kommen – der Versenkung, der Entwerdung, der Loslösung vom Selbst und Einswerdung mit dem Sein. Um das Ziel zu erreichen, ein guter Bogenschütze zu werden, muß man dieses Ziel aufgeben lernen. Der Erfolg erfolgt ganz beiläufig und ohne Absicht. Herri-gel schreibt, daß

alles rechte Schaffen nur im Zustand echter Selbstlosigkeit gelingt, in dem der Schaffende somit gar nicht mehr als „er selbst“ gegenwärtig sein kann. Nur der Geist ist gegenwärtig, eine Art von Wachheit, welche gerade nicht die Tönung des „Ich selbst“ aufweist und daher um so schrankenloser alle Weiten und Tiefen „mit Augen, die hören und mit Ohren, die sehen“ durchdringt.⁽⁸⁾*

Nachdem ich zuvor nur auf statische Ziele geschossen hatte, war mir nicht in den Sinn gekommen, daß die Lehre des „Zielens ohne Zielen“ auch für Feuerwaffen gültig sei. Szápáry bestätigt jedoch genau dies:

Der Flintenschuss geht dorthin, wohin ich blicke, und nicht, wohin ich ziele [...]. Mit einer Schrotflinte zielt man nur dann [...], wenn man auf ein unbewegtes Ziel schießt. Sobald das Ziel sich jedoch bewegt, wird aus dem statischen, bewegungslosen Verharren eine dynamische Koordinationsaufgabe. Flintenschießen auf ein sich bewegendes Ziel hat daher viel mehr mit Tennis zu tun [...]. Niemand wird einem Tennisspieler Präzision absprechen, der seine Bälle aus jeder Lage und unter Umständen sogar noch aus vollem Lauf knapp vor die Grundlinie des gegnerischen Feldes platziert. [...] Zielen Tennisspieler und Golfer, indem beide besonders gut auf ihre Schläger schauen? Nein, sie schauen ausschließlich auf den Ball, und nur deshalb erreichen sie diese Präzision. [...] Wie fange ich einen kleinen Ball, der mir zugeworfen wird? Schaue ich zuerst auf den Ball, dann auf meine Hand, um diese auch wirklich exakt zum Ball hinführen zu können? Nein, meine Augen bleiben

auf den Ball fixiert, und die Hand wird aus dem Gefühl heraus in die richtige Lage gebracht, um den Ball zu fangen.

Hier haben wir eine sehr klare, überhaupt nicht esoterische Erklärung für die spirituelle Erfahrung des „Zen“. (Ich habe „Zen“ nun in Anführungszeichen geschrieben, weil ich weiß, wie umstritten es ist, wieviel Herri-gels Bericht damit zu tun hat.*⁹*) Das Bogenschießen mag zwar auf statische Zielscheiben gerichtet sein, doch hat es durch die dynamische Komponente des Bogens wohl wenig mit dem Zielschießen mittels Gewehr und Fernrohr zu tun. Die Hand kann dabei kaum so ruhig gehalten werden, wie es ein Zielen erfordern würde.

Auf der Jagd

Eine ähnliche Erfahrung bestätigt ein virtuoser Praktiker der Steinschleuder, oder eigentlich Zwillle, wie man sie korrekt nennt. Mit der Schleuder im engeren Sinne, wie sie David gegen Goliath verwendete, wird geschleudert, bei der Zwillle hingegen ein Gummi gespannt. Erwähnter Zwillenkünstler zielt nicht, sondern

schießt rein intuitiv. So trifft er sogar eine in die Luft geworfene Münze.*⁽¹⁰⁾*

Man sollte die Spannkraft selbst einer kleinen Zwillie mit gutem Gummi nicht unterschätzen. Sogar zur Jagd reicht diese aus, bei Übung soll sie für Kleinvieh sogar effektiver sein. Bis zum Zwillenverbot, dem dann wohl eine EU-Vorschrift zur Maximaldicke von Gummiringen folgt, bietet sich der Erwerb eines solchen Instruments also durchaus an.*⁽¹¹⁾*

Weitaus mehr Wirkung hinterläßt freilich die etwas weniger handliche Ausführung desselben Prinzips: die Armbrust. Die Durchschlagskraft übertrifft gar manch' Gewehr und ist absolut tödlich. Moderne Ausführungen der Armbrust erleichtern das Nachspannen schon wesentlich und erlauben relativ schnelle Schußfolgen.*⁽¹²⁾* Die Jagd mit Armbrust oder Bogen ist in Österreich und Deutschland jedoch verboten. Grund leuchtet mir dafür keiner ein. In den USA wird sie noch relativ häufig praktiziert. Der Schuß ist leiser und geradliniger. Die Wirkung von Armbrüsten ist so stark,

daß das (vermutlich falsche) Gerücht umgeht, daß im Mittelalter der Einsatz von Armbrüsten gegen Christen kirchlich verboten gewesen wäre. Da eine starke Armbrust auch eine Rüstung durchdringt und der Schuß aus großer Entfernung abgegeben werden kann, hätten sie als unritterlich gegolten. Vermutlich bezog sich das Verbot aber nur auf Duelle, nicht auf Schlachten.

Warum diese Betrachtung von Waffentypen? Es ist keine verdrängte Obsession, die hier zu Tage tritt. Meine Beziehung zu Waffen ist eine respektvolle, distanzierte. Mein intellektueller Waffenbruder Eugen sieht das ganz ähnlich:

Was ich nicht verstehe: Inwiefern man Waffen lieben kann. Man kann ihren Nutzen schätzen und sie für diesen Nutzen einsetzen: Jagd, Verteidigung, notfalls Angriff. Aber sie bleiben etwas, das tötet und somit schauerlich ist. Wir können nur Vermutungen darüber anstellen, was nach dem Tod folgt. Wir kennen auch das Mysterium des Lebens nicht. Deshalb kann töten nicht geliebt werden. Und deshalb kann auch die Waffe, die zum Töten da ist, nicht geliebt werden. Ein erotischer Bezug zur Waffe bleibt menschlich fraglich.

Andererseits: Zur Meisterschaft gehört auch die Verschmelzung mit den Objekten, die zu ihr benötigt werden, ein starker Bezug zu den Werkzeugen, die wir benutzen. Wir müssen unsere Werkzeuge derart gut kennen, daß sie uns in Fleisch und Blut übergehen. Im Grunde müssen wir sie mehr als lieben: Wir müssen sie sein. Trotzdem bleibt es in der Anmutung unvergleichbar, ob ich mit einer Geige oder mit einer Waffe verschmelze. Dies auszublenden, wäre ein emotionaler Irrtum. Vielleicht ist der Kult und die Kultur der Waffen ja auch nur eine Strategie zur Bewältigung dieses Problems: Die Rituale der Reinigung, die Salbung des Gewehrs mit feinem Öl, Stahl und Holz als Naturmaterialien. Eine Form der Anbetung ist es im Grunde, keine Form der Liebe. Der Tod als magisches Element, als Kult, wie in den Höhlen von Lascaux.

Für mich persönlich hat auch die Jagd keine große Bedeutung, vermutlich zum Glück. Aber es handelt sich um eine jener Fertigkeiten, die als Notversicherung gelten dürfen. In Krisenzeiten akklamieren die einen wütend ihre „Rechte“, also was ihnen alle Welt schuldig sei, während sich andere Gedanken um ihre Fähigkei-

ten machen, also was sie für sich selbst und ihre Mitmenschen leisten können, wenn es notwendig wird.

Ob ich mir nun allen Ernstes das Szenario ausmale, das Fleisch nicht mehr aus dem Supermarkt beziehen zu können, sondern dafür im Wald auf der Lauer zu liegen? Eher nicht. Gerade in Österreich gibt es da ja eine lebendige Tradition und weit tauglichere Weidmänner. Doch darüber nachzudenken kann nicht schaden, denn das Szenario entstammt nicht meiner blühenden Phantasie, bezieht sich auch nicht bloß auf historische Episoden, sondern ist direkt aus der Gegenwart gegriffen. Die US-Industriestadt Detroit sieht nicht nur mittlerweile postapokalyptisch aus, sondern bringt auch schon derartige Anekdoten hervor: Gegenwärtig läßt sich damit ein Zubrot verdienen, in der Stadt umherstreuende Waschbären zu erlegen und deren Fleisch und Pelz zu verkaufen. Kaum zu glauben, aber nicht allzu abwegig. Das Fleisch reicht für das Mahl einer ganzen Familie und bringt momentan 12 Dollar ein, der Pelz 10 Dollar. Auch Fasane würden heute in Detroit zwi-

schen verwaisten Häusern gejagt. Der Zeitungsartikel, der dies dokumentiert, spricht von einem Proteinmangel in Detroit, der so ausgeglichen werden könne.*⁽¹³⁾* Das meint nun noch nicht, daß es sonst kein Fleisch vor Ort gäbe. Solche Szenarien des vollständigen Ausfalls sind wenig plausibel, weil unökonomisch. Was vor Ort passiert, und dies ist auch andernorts das wahrscheinlichste Szenario, ist eine Drift zwischen dem Realeinkommen und den Marktpreisen für Güter. Der Ausdruck dafür ist Verarmung. Hinzu kommt freilich, daß die Einkommen durch Steuern verringert und die Marktpreise durch Steuern erhöht werden. So fehlt oft nicht viel, daß es sich nicht mehr auszahlt, mit offiziellem Einkommen Marktgüter einzukaufen. Der einzige Ausweg ist dann, die Güter und Dienstleistungen entweder selbst für den Eigengebrauch (steuerfrei!) zu produzieren oder am Schwarzmarkt zu erwerben.

Ausgebrannte Universitäten

In Südafrika habe ich selbst erlebt, wie sich diese (politisch herbeigeführte) Verarmung auch auf Güter bezieht, die wir hier noch für so selbstverständlich halten, daß sie uns als Güter gar nicht in den Sinn kommen. Erst dann bemerken wir ihren Charakter als Gut, wenn sie knapp werden, und das fühlt sich nicht gut an. Daraus erklärt sich die Wut darüber, daß Dinge „zu Gütern gemacht werden“. *Shoot the messenger*. Natürlich ist es unschön, in Südafrika für das Gut Sicherheit große private Aufwendungen leisten zu müssen. Da können die Sicherheitsdienste aber wenig dafür. Genausowenig sind die Nachhilfelehrer in Österreich daran schuld, daß Bildung immer teurer zu werden scheint.

Derzeit belagern, verschmutzen und zertrümmern gerade „Studenten“ die Hörsäle der Wiener Universität, um dagegen zu protestieren, daß sie unverschämterweise ihre „Bildung“ nur gratis bekommen und nicht auch noch dafür bezahlt werden. Die rechtsrechte „Bildungs-

politik“ füttert nämlich das Bildungsloch nicht genauso schnell mit neuem Geld wie neue Gratis-„Studenten“ herandrängen, sondern ein wenig langsamer. Obwohl der Buhmann der Studenten, Minister Johannes Hahn, entgegen dem allgemeinen Eindruck folgende programmatische Festlegung tätigte:

Wie reagieren wir auf die Herausforderungen und Bedrohungen der Wirtschaftskrise? Ich plädiere für ein offensives Reagieren. Der Staat muss jetzt massiv in Forschung und Bildung investieren, da der private Sektor im kommenden Jahr weniger in Wissenschaft und Forschung investieren wird. [...] Ich brauche einfach mehr Geld. Heißt: Dass wir zumindest den seinerseits in der alten Regierung beschriebenen Forschungspfad, also zusätzliche Gelder, nicht verlassen sollten.*⁽¹⁴⁾*

Ach ja, der altbekannte „Forschungspfad“! Mein Kollege Andreas Pizsa hat dazu die Google-Suchbegriffe *more research is needed* vorgeschlagen. Es handelt sich um einen ganz instinktiven Reflex, mit dieser Phrase ein *research paper* zu schließen. Dieser „Forschungspfad“ ist freilich nur durch wundersame Geldvermehrung zu

beschreiten, ansonsten würde *more research* in dem einen Bereich notwendigerweise *less research* in einem anderen nach sich ziehen. Es zeigt sich also, daß die Forschungspapierwirtschaft im Grunde ebenso eine Papiergeldblase ist. *More paper money to produce more research papers to request (and legitimize) more paper money.* Mehr Geldpapier, um mehr Forschungspapier zu produzieren, um mehr Geldpapier nachzufragen (und zu legitimieren). Ein Nebeneffekt ist die laufende Verteuerung der Bildung, auch wenn und gerade weil sie „kostenlos“ ist, das heißt, andere dafür bezahlen. An jenen Universitäten, die heute als am „teuersten“ gelten, die Prestige-Unis der USA, stiegen die Studiengebühren erst seit der massiven Subventionierung durch den Staat dramatisch an. Insbesondere staatlich geförderte Studentenkredite trieben die Preise in die Höhe – denn die inflationierte Kreditwirtschaft wurde auf diese Weise auf die Universitäten ausgedehnt. Zum Vergleich: An der Yale University waren während des größten Teils des 19. Jahrhundert Studiengebühren von 33 \$ pro Jahr

(!) fällig. Natürlich war der Dollar damals noch etwas wert, nämlich eine 1/20 Unze Gold (heute: weniger als 1/1000 Unze). In heutigen Preisen wäre es aber noch immer billig: 1,65 Unzen pro Jahr.*^{15}*

Die steigende Akademikerquote halte ich ebenso für eine Blase. Die ursprünglichen *assets*, akademische Titel und Grade, verlieren ebenso dramatisch an Wert wie die Währung. Ich gehe davon aus, daß ein Großteil der Titel bald negativen Wert aufweisen wird. Da werden die Abgänger der „kostenlosen“ Bildung dann staunen, wie teuer sie diese letztlich kommt. Ins „kostenlose“ Brot für alle werden zuerst Sägespäne gemischt, die nicht nahrhaft sind, und letztlich Dreck. Das Gratis-Brot nährt dann schlechter als gar keines. Kein Scherz: In Haiti, einem typischen Opfer von Entkolonialisierung, westlichem Ideologieimport („Bildung“) und „Entwicklungshilfe“, backen die Menschen Kekse aus Dreck.*^{16}*

Das bietet sich natürlich bestens als Bildmaterial zur Propaganda für mehr „Entwicklungshilfe“,

mehr „Bildung“ und mehr Kolonialismus-Schuldkult an.

Da die Universität sich also ihren Gnadenschuß eigentlich schon längst verdient hat, könnte man eigentlich (in tiefer Trauer um das schöne Gebäude und seine Tradition) die letzte Konsequenz ziehen und den „Studenten“ und ihren „Lehrern“ die Universität rechtskräftig schenken. Bräuchte ich keine Anführungszeichen, wäre dies sogar ein Akt der Restitution. Daß staatliche Polizei Studenten aus dem Hörsaal wirft, wäre in der Tat eine Sünde wider den (historischen) Geist der Universitäten. Diese waren nämlich vor ihrer Zwangsverstaatlichung zur Ausschaltung wirklich unabhängiger Forschung und Lehre außerstaatliche Gemeinschaften, staatliche Gerichte waren für Studenten nicht zuständig und Staatsbeamte durften die Universitätsgebäude nicht betreten.

Angesichts der heutigen Besetzer, würde dieser Rat freilich eher der Stiftung einer akademischen *Punka-hytt* entsprechen. So nennt sich ein besetztes Haus,

daß die Stadt Wien in ein kostenloses rundum „sozial“ betreutes Quartier umgewandelt sich. Für's gratis Wohnen ist nur der Nachweis zu erbringen, ein „Punk“ zu sein. Früher mal bezeichnete das eine anarchistische Subkultur von Stadtnomaden. Heute sind es staatlich subventionierte Heiminsassen. Eine solche akademische *Punkabyttn* hielte ich für ein kleines Opfer, wenn sie tatsächlich als Reservat Bestand hätte, in dem sich die „Engagierten“ rund um die Uhr „engagieren“ können und sich in permanenten „Arbeitsgruppen“ selbst beschäftigen. Dann würden sie vielleicht jene in Frieden lassen, die der notwendigen Aufgabe nachkommen können, die Universität abseits der „Universität“ neuzugründen. Da das Gebäude dabei das Unwichtigste ist, besteht die Notwendigkeit einer solchen Neugründung ohnehin.

Die sowjetischen Umtriebe (*Sowjet* bedeutet „Rat“), die sich per Live-Übertragung aus dem Audimax beobachten ließen, sind ungemein rührend.^{17} Spätestens wenn die erlauchte Akademikerschar jedoch „kostenlos

für alle“ selbst einen Studienbetrieb führen muß, wird die Gratis-„Bildung“ wohl an ihr jähes Ende kommen. Sie können ja noch nicht einmal „kostenlos“ ihren Dreck hinter sich wegräumen. Das muß das von der Universitätsleitung bezahlte Putzpersonal „kostenlos“ tun. Mein Mitstreiter Luke bringt es mal wieder mit viel Schalk auf den Punkt:

Jetzt müßt‘ nur noch einer den Strom im Audimax abschalten. Soll der besoffene Bobomob sich den Weg halt mit seinen twitter-iPhones rausleuchten.

Langsam kommt aber Organisation in die Sache: Neben der Errichtung unzähliger Räte („Arbeitsgruppen“) wurden ein Alkoholmonopol und ein Ordnerdienst gegen Genderverbrechen thematisiert.

Wenn da die Wut aus mir spricht, tut mir diese menschliche Schwäche leid, denn eigentlich empfinde ich ja Mitleid. Die heutigen Besetzer kopieren aus Ratlosigkeit ihre Vorläufergeneration. Jene hatte damals das Establishment gegen sich und setzte die Theorie erfolgreich in die Praxis um. Mit den heutigen Möchte-

gern-Revolutionären sympathisiert das Establishment. Sie tun zwar auf Theorie, es bleibt ihnen aber nur noch kopflose Praxis. „Die Uni brennt“ ist ihre Devise.

Den Vorläufern gelang die Übernahme der akademischen Institutionen. Den Nachfahren bleibt nur noch, dem Ende dieser Institutionen ein Zeichen zu setzen. Die Uni ist ausgebrannt. In deren Asche zu zündeln, ist kein revolutionärer Mut, sondern ratlose Langeweile. Dabei kann man der Wut beim Wachsen zusehen. Und trägt sein Scherflein dazu bei, indem man selbst nicht anders kann, als mit Wut zu reagieren. Die Polarisierung der Bevölkerung nimmt gerade dramatisch zu. Dies ist nun auch anhand der Studenten zu beobachten. Der eine Teil setzt große Hoffnungen in die Besetzung, sieht es als endliches Aufbäumen der *génération ratée* (siehe eine frühere Ausgabe der Scholien). Der andere Teil grenzt sich ab und bildet so vehemente Gegenreaktionen aus, daß man an ein plötzliches Aufwachen denken muß. Stimmungslagen, die ich in meinem Umfeld wahrnehme und die langsam in die Medien fließen,

wären noch vor kurzem undenkbar gewesen. Die Zeitschrift Profil titelt gar:

Ungerechtes Österreich: Umverteilungssystem schröpft die Steuerpflichtigen. Zwei Millionen Nettozahler erhalten sechs Millionen Nettoempfänger.^{18}*

Wer hätte das für möglich gehalten? Die Ahnung, daß der Kaiser nackt ist, liegt bereits deutlich spürbar, aber noch unausgesprochen im Raum.

Die Besetzung der Universitäten um 1968 war Ausdruck des Abschlusses eines intellektuellen Kippens und des Beginns eines neuen Paradigmas. Die aktuelle Besetzung ist das auch, nur gegenläufig. Sie markiert den Anfang vom Ende dieser Phase. Der Protest entzündete sich am Mißfallen über die Vereinheitlichung der Massenstudien. Die dahinterstehenden Ideen werden von den altmarxistischen Stichwortgebern zwar als „Neoliberalismus“ titulierte, was auch nicht vollkommen falsch ist, aber „Neomarxismus“ und „Neokonservatismus“ träfen es mindestens so gut. Wie schon zuletzt beschrieben, traten anstelle der alten, heterogenen Intel-

lektuellen mit ihrem jeweiligen Ismus die homogenen Gesellschaftsingenieure mit ihrer pragmatischen Einheitsideologie. Ob die Zerstörung der Universitäten im Namen liberaler Effizienz, sozialistischer Gleichheit oder konservativen Systemerhalts vorangetrieben wird, ist zweitrangig.

Eine ähnlich kritische Einstellung hat der österreichische Philosoph Konrad Paul Liessmann. Auch er hat die Universität bereits aufgegeben:

Nachdem die Universitäten durch die Reformen der letzten Jahrzehnte hoffnungslos ruiniert worden sind, müssen sie unter anderem Namen noch einmal erfunden werden. [...] Am Ende werden genau jene drei oder vier Prozent der Studierenden in den Genuß einer fundierten wissenschaftlichen Ausbildung kommen, die vor den Reformen die damals noch funktionierenden Universitäten besuchten. Die hohen Akademikerraten, die durch eine Inflation an Masters aller Art noch einmal geschönt werden, stellen so das größte bildungspolitische Täuschungsmanöver der Neuzeit dar.*¹⁹*

Nachtrag zur Unbildung

Ich halte Liessmann freilich für nicht ganz unschuldig, nicht nur weil er selbst einen Professorenstuhl innehat. Er lastet die Veränderungen zum Negativen einseitig dem „Neoliberalismus“ an. Er liegt nicht völlig daneben, und seine Analyse ist hervorragend. Doch er schleimt sich damit bei seinen Studenten und dem Zeitgeist in einem Ausmaß ein, das eines Philosophen unwürdig ist. Ich kann mich gut daran erinnern, wie ich ihn einmal in Brüssel vor einem Eurokratenpublikum erlebte, wo er unter tosendem Applaus eine Neoliberalismusschelte abgab, die nur als billig zu bezeichnen ist. Das sage ich nicht, weil ich ihm nicht sein Urteil zustehe. Auch ich lästere gelegentlich und mit Vergnügen über den „Neoliberalismus“. Aber ich mache das nur vor liberalem Publikum, das ich damit zum Nachdenken animieren kann. Dies des Beifalls wegen vor ahnungslosen Anti-Neoliberalen zu tun, hielte ich für zutiefst unanständig.

Liessmanns Bildungskritik liegt aber so nahe an meiner, daß ich schon ein schlechtes Gewissen habe, erst so spät zu seiner „Theorie der Unbildung“ gegriffen zu haben, daß ich ihn in der letzten Ausgabe der Scholien nicht an meiner Stelle habe sprechen lassen können. Das möchte ich nachholen, als kleine Wiederholung und Bekräftigung:

In keinen Bereich des Lebens wurde seit der Entwicklung moderner Gesellschaften soviel Hoffnung gesetzt wie in den der Bildung. Bildung war die Utopie des Kleinbürgers, daß es zwischen Lohnarbeit und Kapital noch eine dritte Existenzform geben könnte, Bildung war die Hoffnung der Arbeiterklasse, durch Wissen jene Macht zu erringen, die ihr die mißlungenen oder ausgebliebenen Revolutionen verwehrt hatten, Bildung war und ist das Vehikel, mit dem Unterschichten, Frauen, Migranten, Außenseiter, Behinderte und unterdrückte Minderheiten emanzipiert und integriert werden sollen, Bildung gilt als begehrte Ressource im Kampf um die Standorte der Informationsgesellschaft, Bildung ist das Mittel, mit dem Vorurteile, Diskriminierungen, Arbeitslosigkeit, Hunger, Aids, Inhumanität und Völkermord verhindert, die Herausforderungen der Zukunft be-

wältigt und nebenbei auch noch Kinder glücklich und Erwachsene beschäftigungsfähig gemacht werden sollen. Gerade weil dies alles nicht geht, wurde und wird in kaum einem Bereich soviel gelogen wie in der Bildungspolitik.

Bildung wurde zur Ideologie säkularer Gesellschaften, die weder auf religiöse Transzendenz noch auf revolutionäre Immanenz setzen können; Bildung war so von Anfang an ein Motor für die Modernisierungsschübe, gleichzeitig aber auch ein falscher Trost für die schamlos so genannten Modernisierungsverlierer, die, weil ohne Bildung, damit auch an ihrem Schicksal selber schuld waren; Bildung funktioniert als Stimulus und Beruhigungsmittel in einem: Sie mobilisiert die Menschen und hält sie, als permanentes Versprechen für bessere Zeiten, das als drohender Imperativ wirkt, gleichzeitig davon ab, sich zu mobilisieren; Bildung darf gar nicht gelingen, weil dann ihre Beschränktheit deutlich würde: Sie taugt nicht zur Kompensation verlorener Utopien, und sie ist schon gar kein Garant für das reibungslose Funktionieren effizienzorientierter Ökonomien. Deshalb sind Bildungseinrichtungen auch permanent in der Krise, müssen in regelmäßigen Abständen drohende Bildungskatastrophen ausgerufen werden, steigt gerade wegen permanenter Re-

form der Reformdruck auf Bildungssysteme. [...] Was die Bildungsreformer aller Richtungen eint, ist ihr Haß auf die traditionelle Idee von Bildung. Daß Menschen ein zweckfreies, zusammenhängendes, inhaltlich an den Traditionen der großen Kulturen ausgerichtetes Wissen aufweisen könnten, das sie nicht nur befähigt, einen Charakter zu bilden, sondern ihnen auch ein Moment von Freiheit gegenüber den Diktaten des Zeitgeists gewährt, ist ihnen offenbar ein Greuel. Gebildete nämlich wären alles andere als jene reibungslos funktionierenden flexiblen, mobilen und teamfähigen Klons, die manche gerne als Resultat von Bildung sähen.⁽²⁰⁾

Ich würde bloß einen anderen Titel für meine Kritik wählen als die Unbildung – denn mir fehlt zur Klarstellung hier ein Anti-Anführungszeichen. Geht die Ver-„Bildung“ deshalb so leicht durch, weil sie kaum Konsequenzen zeigt? Michael Twardosz präzisiert hier vollkommen richtig:

in Wahrheit geht der Mensch sehr wohl an seiner Dummheit zugrunde, nicht ursächlich an Hunger, der nämlich nur eine mögliche Folge der Dummheit ist.

Mit meiner gegenteiligen Aussage in den letzten Scholien wollte ich bloß etwas ungeschickt darauf hinweisen, daß sich der Geist leichter täuschen läßt als der Magen. Dr. Twadosz bezweifelt zudem mein Urteil, daß die Feststellung unrichtig sei, das Bildungssystem lehre zuviel Faktenwissen und zu wenig Verständnis. Seine drei Söhne hätten im traditionellen Wiener Schottengymnasium ebendiese Erfahrung gemacht:

Die Inhalte der „Unterweisung“ ließen mich aber selbst bei den „Elite“-Schotten zumeist das Vermitteln von Verständnis vermissen (wobei, wieder im Übrigen, von katholischer Indoktrination, weiß Gott!, keine Rede sein konnte). [...] Wir haben alle eine Landkarte für unser Denken „über die Welt“ im Kopf, eine Landkarte, die zwar nicht mit „der Welt“ verwechselt werden darf, die uns aber die unentbehrliche Orientierung vermittelt. Da nützen die Fakten zunächst einmal wenig. Sich auf Fakten zu beschränken, käme mir vor, wie sich in die Landschaft zu stellen und umzusehen und daran ausmachen zu wollen, wie wir das vorgegebene aber noch hinter dem Horizont liegende Ziel erreichen, statt in die Landkarte (das Verständnis) zu schauen. (Für das Auswendiglernen bin ich sehr zu haben, aber das

ist ein anderer Aspekt). Vielleicht ist das aber alles nur ein Missverständnis, denn wenig später schreiben Sie, dass Bildung zunehmend mit Ausbildung verwechselt werde. Wenn Sie jetzt noch Bildung mit Verständnis und Ausbildung mit Faktenwissenvermittlung gleichsetzen können, dann wären wir wieder d'accord.

Nun ist freilich ein katholisches Gymnasium kein gutes Beispiel, zumal ich eher auf einen Trend progressiver Pädagogik abzielte. Ich bleibe dabei, daß ich es bezweifle, daß durchschnittliche öffentliche Schulen heute noch viel Faktenwissen vermitteln, so wenig hilfreich dieses auch sein mag. Nur die Ablehnung des Faktenwissens, des Auswendiglernens, Büffeln und Abprüfens bringt eben noch kein Verständnis hervor. „Verständnis“ wurde freilich in einem ganz anderen Sinne zum Motto der Schulen – in jenem der „Sensibilisierung“ für unverstandene Weltprobleme, das heißt die zunehmende Politisierung der Kinder und Jugendlichen. Die „eigene Meinung“, die Schüler angeblich zu formulieren und argumentieren lernen sollen, gilt nur dann als „eigen“, wenn sie dem altmodischen Hausvers-

tand oder den Ansichten historischer Denker widerspricht und damit dem zeitgeistigen Unsinn entspricht. Ansonsten teile ich natürlich die Ansicht vollkommen, daß das Verstehen-Wollen und -Üben weitaus wichtiger als jedes Faktenwissen ist. Ich glaube bloß, daß die abnehmende Betonung des Wissens keine zunehmende Bedeutung des Verstehens brachte. Darum bin ich gegenüber Reformrezepten sehr skeptisch, die das Ende des Faktenwissens verheißen, ohne vorweisen zu können, wirklich Besseres an dessen Stelle zu setzen. Wenn die „Bildung“ im Zuge der Verwechslung mit der Ausbildung zumindest letztere bieten würde! Das Schlimme ist ja, daß den „Studenten“ von heute zugleich die Gravität der Bildung, sowie die „berufliche“ Nützlichkeit der Ausbildung verheißen werden, und ihnen aufgrund dieser Verwechslung (bzw. Täuschung) beides vorenthalten wird. Gratis! Kostenlose Illusionen für alle!

So ernst ist die Kostenlosigkeit freilich nicht gemeint. Es geht nur darum, daß das Geld vom Nährstand zum

Täuscherstand wandert. Dies zeigt eine Episode, auf die mich Rudolf Schmidheiny aufmerksam macht. Der Druck der Schweizer Behörden auf Eltern nimmt massiv zu, wie ich schon mehrmals dokumentiert habe. Die Zentralisierungs- und Kontrollinitiative HarmoS wurde am 27. September in zwei Kantonen abgelehnt, in einem jedoch knapp angenommen, wie Rudolf Schmidheiny mir mitteilt:

20 % der Stimmbevölkerung des Kantons Bern bestimmten also darüber, dass Kinder ab vier Jahren den Eltern per Gesetz entrissen und zwangsbeschult werden. Eltern sind wirklich bedeutungslos, so lange sie sich dies gefallen lassen. Aufstehen, Aufstand, Widerstand – nein kein Aufruhr – aber Wehrhaftigkeit und Eigenständigkeit sind unbedingt gefragt. Im Kanton Bern waren wir als Elternforum am wenigsten aktiv gewesen. Es schien am Geld zu fehlen. Schade(n)!

Das Aufstehen erfordert allerdings großen Mut, besonders wenn man recht bequem sitzt. Unter erwähntem Druck schien manchen Eltern der „Pragmatismus“ als unwiderstehliches Rezept. Dies ist verständlich. Ange-

sichts einer bewaffneten Übermacht ist man leicht versucht, Kompromisse anzubieten. Das ist jedoch meist der falsche Weg, ermuntert dies doch zu immer mehr Druck, um immer mehr „Kompromisse“ abzurufen. Der Räuber freut sich über die Kooperation seines Opfers. Ein aussichtsreicher (und daher verheerender) Kompromißvorschlag ist, daß die Behörden sich doch damit zufrieden geben sollten, daß die Eltern einen der Behörde genehmen „Bildungs-Coach“ engagieren. Rudolf Schmidheiny dazu:

Hätten sie „Koch“ anstatt „Coach“ vorgeschlagen, hätte ich mich als gelernter Koch gemeldet. Aber offenbar ist ein „Coach“ ein staatlich zertifizierter Lehrer, der die „Schirmherrschaft“ über Familien wahrnimmt. Es handle sich dabei um die Idee, es brauche mindestens einen staatlich anerkannten und staatlich entschädigten „Coach“, damit Familien ihre Kinder ohne Zwangsbeschulung aufwachsen lassen können. Vor Wochen vernahm ich von einer Mutter, dass sie [...] den Behörden eines andern Kantons von sich aus vorgeschlagen hatte, um den Preis einer behördlichen Be-

willigung einen „Coach“ zu engagieren. Das waren die Pragmatiker: es funktioniert, aber wie und wie lange?

Es ist offensichtlich, daß das „kostenlose Bildungssystem“ also schlicht bedeutet, daß Menschen per Zwang Kosten aufgeladen werden, um eine Schar von „Bildungs“-Günstlingen zu ernähren. Diese zeigen sich dann natürlich der Hand, die ihnen ihr Futter zuteilt, erkenntlich. Das wird ein staatlich besoldeter Professor Liessmann freilich nie thematisieren, obwohl das die Pflicht eines Philosophen wäre: er trägt damit sein Scherflein zur „Unbildung“ bei. Der nächste Schritt dieser Entwicklung ist gerade in Großbritannien zu beobachten. Dort dürfen Eltern ihre eigenen Kinder nicht mehr auf Spielplätze begleiten, sondern müssen sie staatlichen Aufsichtsbeamten übergeben. Das Argument: Nur so könne man die Kinder vor sexuellen Übergriffen schützen.*⁽²¹⁾*

Utopische Hoffnungen

In der letzten Ausgabe habe ich schon ausgeführt, daß Intellektuelle zum Utopismus neigen. Es ist ja durchaus verständlich, vom Nirgendwo-Land zu träumen, in dem Milch und Honig fließen (eine Vorstellung, die mir eher als Alptraum erscheint). Professor Liessmann sah sich durch den „Neoliberalismus“ plötzlich genötigt, „Drittmittel“ aufzutreiben. Der Eindruck ist verständlicherweise ein übler. Die Einstellung, Universitäten als bloße vorgelagerte, eines Tages womöglich ausgelagerte Staatsunternehmen zu betrachten, die möglichst effizient Abgänger produzieren, kritisiere ich ja ebenfalls. Dabei geht es weniger um Staat versus Markt, sondern um den Zugang dahinter. Mein Kollege Eugen hätte beim Eintreiben der Drittmittel helfen sollen und wollen, doch dann eröffnete er Liessmann: Du kannst nicht einerseits als Intellektueller Stimmung gegen Unternehmer machen und andererseits dann doch willig die Hand aufhalten. Daß wäre ja so, wie wenn das Institut für Wertewirtschaft um staatliche Subventionen ansu-

chen würde. Es ist verständlich, daß Liessmann seine „Unabhängigkeit“ in Gefahr sieht. Aber nur die Hand aufhalten, spielt es auch nicht. Vielleicht führt diese bittere Erfahrung rund um „wes‘ Brot ich eß‘, des‘ Lied ich sing“ zur späten Erkenntnis, daß auch die staatliche Alimentierung nicht „kostenlos“, sondern teuer erkaufte ist.

Am angenehmsten ist es für den Intellektuellen freilich, sich nicht um seinen Unterhalt kümmern zu müssen. Das ist vollkommen verständlich. Ohne Daseinssorge geht die intellektuelle Arbeit einfacher von der Hand. Daß Intellektuelle gar eine gewisse Scheu vor dem Wirtschaftlichen haben, halte ich auch für grundsätzlich nicht so übel, solange diese gesunde Berührungsanxiety nicht zu einer Ablehnung des Wirtschaftens per se hochtheoretisiert wird.

So erstaunt es nicht, daß Akademiker und andere Geistesarbeiter, wie etwa Künstler, die Studentenforderung nach freiem Taschengeld für alle begeistert mittragen: als „Grundeinkommen“, „Grundsicherung“, „negative

Einkommenssteuer“ etc. Scholien-Leserin Birgit Richter-Trautmann bricht damit eine Lanze für die Utopie:

Utopie meint ja eine erträumte Idealvorstellung von dem Menschen, der Welt, eine Wunschvorstellung [...] - genauso sehe ich zur Zeit die Hoffnung mancher, der Mensch könne sich freiwillig und ohne erzieherische Maßnahmen durch Regierungen selbst zu einem friedlichen und verantwortungsvollen mitfühlendem Wesen entwickeln. Eine Utopie ist zum Beispiel das globale bedingungslose Grundeinkommen. Darüber kann einer streiten und es auch ablehnen, weil es ja [...] zentralistisch und fast planwirtschaftlich wäre. Aber [...] es wäre der Weg zu echter Chancengleichheit und zudem bekäme die Bedeutung von Arbeit einen neuen Stellenwert. Es würde Neid und die Mißgunst beenden: alle hätten die gleichen Ausgangsvoraussetzungen und niemand könnte mehr sagen: der schuldet mir was! Es liegt dann an jedem selbst, was er daraus macht. Vielen wird das Geld nicht genügen, anderen aber ja. Das Schöne daran wäre, die Schikanen, die heutzutage Menschen ohne eigenes Einkommen erleiden, fallen weg. Die Utopie von einer lebenswerten globalen Zukunft bedeutet: wir werden [...] zum Verzicht und zum Teilen gezwungen, wenn es denn

nicht freiwillig geschieht – und haben keine andere Chance. [...] Nun aber zum Kern und dem Unklaren der Gedanken. Der Utopist sucht das Bessere in der Zukunft, vermißt also etwas in der Gegenwart. Somit ist er kein Realist, sagen die einen.

Das Positive an der Utopie ist der Idealismus. Ich trenne diese Begriffe jedoch streng. Für Ideale mache ich mich ja selbst immer wieder stark. Utopien jedoch sind für mich falsche Ideale. Es sind Träume, deren Umsetzung sie zu Alpträumen werden läßt. Sie fühlen sich nur im Dämmerzustand vor dem Aufwachen gut an. Und zwar so unglaublich gut, daß man gar nicht aufwachen möchte. Wer kennt das nicht? Sie sind falsch, weil sie der inneren Realität des Menschen und der Welt widersprechen. Achtung: Echte Ideale sind wichtig, weil sie der äußeren Realität der Gegenwart widersprechen. Falsche Ideale teilen diese Eigenschaft und wecken daher falsche Hoffnung. Mein Kollege Stefan Sedlaczek bringt die Rolle des echten Idealisten auf den Punkt:

Der Idealist steht oft wie der Idiot dar.

„Die Welt ist nun einmal so“, weiß der Realist und vergißt, daß sie nicht immer so war und keinesfalls immer so bleiben wird.

Aber wie wird sie werden, die Welt? Das wissen weder Realist noch Idealist. Der Idealist jedoch weiß, wie sie sein soll. Und nur sein Ziel bewegt die Welt.

Auch die Welt des Realisten bewegt sich dorthin, wohin sich die Entwicklung durch Idealvorstellungen ergibt.

Der Idealist darf aber kein bloßer Träumer sein: Das Ziel ist nicht schon der Weg.

Eine gute Lösung verspricht ein professionelles Vorgehen und bedarf eines Machers, besser eines Unternehmers. Der Ist-Zustand (Realist) kann in den Soll-Zustand (Idealist) durch den unternehmenden Macher überführt werden. Dies ist eine eigenständige unabdingbare Leistung.

Der Idealist darf nicht die Macht an sich reißen, da er sonst Unglück bringt. Der Realist strebt ja gar nicht nach Macht, da er die Welt und die Machtverhältnisse wie sie sind, akzeptiert. (Der Macher kalkuliert sie.)

Der Macher verfällt ohne Realisten und Idealisten bloßem Aktivismus; von ihnen erhält er Basis und Ziel, welches er pragmatisch begrenzt. Bloßer Idealismus ist Torheit, bloßer Realismus ist ziellos und bloßer Aktivismus läuft leer.

Nährpflicht

Das falsche Ideal der „Grundversorgung durch die Gemeinschaft“ hat in Österreich eine lange Tradition. Einer der ersten Vorschläge in diese Richtung war die „Allgemeine Nährpflicht“. Dieser Begriff wurde vom österreichischen Philosophen und Erfinder Josef Popper (1838-1921) vorgeschlagen, der sich des Pseudonyms *Lynkeus* bediente, nach dem Steuermann der Argonauten. Historische Ideen wie diese sind wirklich noch Ideen im reinsten Sinne, im Vergleich zu heutigen, stets „pragmatischen“ Ansätzen, sind sie um vieles ehrlicher und klarer.

Es handelt sich um allergrößte intellektuelle Unredlichkeit, im selben Satz zum „Teilen“ aufzufordern und von „Rechten“ zu faseln. Die schlecht maskierte Bedeutung solch zeitgeistiger Elaborate ist stets: Ich will! Ein grö-

ßerer Widerspruch zum Teilen ist kaum denkbar. Die demonstrierenden Studenten wollen, daß alle mit ihnen „teilen“, aber selbst mit niemandem teilen. „Teilt mit uns“, damit wir uns nicht mit so vielen anderen die Hörsäle teilen müssen!

Wer also ehrlich von einer Grundversorgung sprechen will, muß von Pflicht oder Zwang reden. Kostenlose „Bildung“ bedeutet entweder die wahrgenommene Pflicht, andere kostenlos zu „bilden“ (was auch immer das bedeuten soll), oder mangels allgemeinen Altruismus‘ den Zwang, für die „Bildung“ anderer zu arbeiten. Kostenlose medizinische Versorgung für alle bedeutet entweder, dazu Fähige zum unentlohten Dienst zu zwingen (also Versklavung aller Mediziner), oder die Umverteilung dieses Zwangs auf eine größere Schar (die Versklavung von allen in zunächst geringerem, dann fortlaufend steigendem Ausmaß). Dies ist wieder nicht als Polemik gemeint, sondern als nüchterne Analyse. Sehen wir uns dazu die „Nährpflicht“ näher an.

Vollkommen korrekt schloß Popper, daß das „Recht“ auf Versorgung stets einen Zwang, zu versorgen, bedeutet. Wo dies nicht der Fall ist, handelt es sich um eine Gesellschaft, die in einen Sklavenstand und einen Herrenstand aufgeteilt ist. Wer also obigen Zusammenhang leugnet, indem er darauf hinweist, daß die Bevölkerungsgruppe, deren „Rechte“ akklamiert werden, nicht und niemals dafür bezahlen muß, bestätigt, daß wir uns heute in einer solchen Klassengesellschaft befinden. Ein Grundeinkommen nach dem Gleichheitsgrundsatz, das sich auf die Grundversorgung mit Nahrungsmitteln konzentriert, müßte also folgendem Arrangement entsprechen:

Jeder Staatsbürger wird verpflichtet, im Rahmen einer sogenannten Nährarmee ohne Entlohnung über eine bestimmte Zeit hinweg, für die Ausstattung aller mit „Minimum-Artikeln“ zu arbeiten. Dafür wird er sein ganzes Leben lang mit diesen versorgt und kann, von ökonomischen Existenzsorgen frei, entweder in der Privatwirtschaft gegen Entlohnung oder als Unternehmer arbeiten oder sich sein Leben auf eine beliebige andere Weise gestalten. [...] Für

den Fall, daß die Bevölkerung schneller wächst als die Produktion, oder falls es auf irgendeine andere Weise vorkommt, daß nicht alle Staatsbürger mit dem Notwendigsten versorgt werden können, sollen alle auf gleiche Weise darben.✱⁽²²⁾✱

Im letzten Jahrhundert durfte man tatsächlich noch glauben: daß durch militärisch-zentralistische Organisation effizienter produziert werden könnte. Heute ist offensichtlich, daß bei diesem Zugang am Ende nur das gemeinsame und gleiche Darben bleibt. Bei all diesen Ansätzen steht am Ende der Staatssozialismus. Leider funktioniert das gleiche Darben nicht ganz, denn einige sterben früher als andere. Auch den Tod noch „auszugleichen“ gelingt nur dem Massenmord. Die Bilanz des letzten Jahrhunderts ist in der Hinsicht so erschreckend, daß die Phrase *Nie wieder!* schon ihre Berechtigung hätte – wenn man den wüßte, was genau *nie wieder* passieren soll.

Josef Popper zog die meisten Schlüsse seiner wohlklingenden Idee schon selbst: Letztlich müßten alle Unter-

nehmen verstaatlicht werden, die „auf dem Minimum-Sektor tätig sind“. Außerhalb dieses Sektors liegt nur der Luxus, der für eine verarmende Bevölkerung immer unerreichbarer wird. Trotz unrealistischer Annahmen kommt Popper auf eine Dienstzeit in der Nährarmee von 13 Jahren. Kein Wunder, daß die „Nährpflicht“ stets als unrealistisch abgetan wird. Sie ist unrealistisch, weil sie die Versklavung nicht verwässert, sondern offensichtlich läßt. Wie ehrlich! Das gäbe einen schönen Aufstand heute, wenn Studenten einen 13-jährigen „Zivildienst“ leisten müßten: jeden Morgen ausgeschlafen und gewaschen alte, sabbernde Menschen, die „ihre Geschichte nicht aufgearbeitet haben“, grundversorgen. Popper wird heute verehrt als Förderer der Menschenwürde. Das ist natürlich absurd. Aber zumindest war er ein einigermaßen klarer Denker und von intellektueller Redlichkeit. Sein Credo:

Wir müssen uns alle wie eine große Familie betrachten, in der jeder ökonomisch gesichert wird, und in der jeder Fähige mitarbeiten muß, um das Notwendige herbeizuschaffen.

Als klar kann man sein Denken aber nur im Vergleich zur intellektuellen Qualität heutiger Debatten bezeichnen. Man staune über den Widerspruch, daß sein Primat des Volksgeistes trotz der militaristischen Metapher nicht für die „Wehrpflicht“ galt. Er plädierte für freiwilligen Kriegsdienst, da man keinen Menschen zwingen dürfe,

sein Leben zu riskieren für Zwecke oder Ideale, die nicht er hat, sondern die andere haben! [...] Niemand sei es verwehrt, Krieg zu führen - aber niemand darf dazu gezwungen werden. Wer durch seine Unterschrift dem Kriege zustimmt, muß in das aktive Heer eintreten, wer sich nicht meldet, an dem hat man kein Recht.

An diese kleine Inkonsistenz am Rande hielten sich spätere Umsetzer der Idee von der „Volksfamilie“ freilich nicht. Wohl nur dank kleiner Widersprüche wie diesem gilt Popper heute als guter „Linker“ und darf offiziell geehrt und verehrt werden. Wie gesagt: Im letzten Jahrhundert halte ich dieses Denken im Gegensatz zu heute für entschuldbar. Es war allerdings schon damals vermeidbar. Dazu hätte eine unvoreingenom-

mene Geschichtsschreibung der „industriellen Revolution“ gereicht. Das klingt leichter als es ist: Es ist nämlich unglaublich schwierig angesichts einer so tiefgreifenden Umwälzung unvoreingenommen zu sein. Daher sahen sich die meisten Historiker damals verpflichtet, als Ideologen aufzutreten, um den Lauf der Dinge zu beeinflussen.

Es ist nicht nur deshalb schwierig, gegenüber der „industriellen Revolution“ unvoreingenommen zu sein, weil sie Machtverhältnisse veränderte. Wie ich erst nach und nach dahinter komme, ging damals nämlich vieles nicht mit rechten Dingen zu. Der liberale Mythos, daß diese „Revolution“ nur einer Entfesselung von Marktkräften geschuldet war und deshalb Wohlstand hervorbrachte, ist nicht haltbar, wie mir scheint. Daß die Industrialisierung mehr Menschen ernährte, steht zwar außer Frage. Doch – wie die Kritiker seit je her lamentieren – traten in der Tat die neuen Marktbeziehungen an die Stelle zuvor bewußt zerstörter gesellschaftlicher Beziehungen. Folgende Metapher scheint mir dies am

besten zu beschreiben: Ein Kreuzfahrtschiff wird von sabotierenden Offizieren leck geschlagen. Die Reisenden werfen aus Wut die gesamte Mannschaft von Bord. Es gibt zu wenige Rettungsboote. In der Panik übernimmt eine Gruppe bewaffneter Passagiere die Kontrolle, verhindert Mord und Totschlag zwischen den Reisenden und vergibt die Bootplätze an die Meistbietenden. Die Aussicht, nicht nur zu überleben, sondern schnell viel Geld zu verdienen, bewegt besonders geschickte Reisende dazu, aus dem vorhandenen Material Flöße zu bauen und Plätze darauf zu versteigern. Es setzt ein hektisches Treiben ein, Holz wird abgetragen und den Floßbauern verkauft. Als das Deck unter Wasser geht, spielen sich dramatische Szenen ab: Jene, die es nicht auf ein Floß geschafft haben, ertrinken. Nun wäre es eine vollkommen richtige Beschreibung der Geschehnisse, ergriffen zu schildern, wie die Floßbauer jene von Bord stießen, die sich keinen Platz leisten konnten. Doch es wäre keine wahre Beschreibung.

Ohne jene Floßbauer wären noch mehr Menschen ertrunken. Klingt das zynisch?

Jeder Mensch mit Herz würde sich daraufhin die Frage stellen, ob es denn nicht besser gewesen wäre, wenn sich die Reisenden gemeinsam und friedlich koordiniert hätten, anstatt das Überleben zu einer Frage des Portemonnaies zu machen. Der dahinter stehende Irrtum wird manchmal *Nirvana fallacy* genannt. Das Bild der gemeinsamen, solidarischen und friedlichen Koordination nimmt implizit an, daß es immer und automatisch hinreichend viele Rettungsboote gibt. Ist der gemeinsame Rat sich fremder, anonymen Passagiere wirklich das menschlichere Zuteilungssystem als das Profitstreben einzelner? Angesichts der lebensbedrohlichen Knappheit wird der Rat wohl rasch in einen Kampf nach dem „Gesetz des Dschungels“ entarten, außer einige übernehmen die Kontrolle mit Gewalt. Das „Gesetz von Angebot und Nachfrage“ ist also ein Gegensatz zu diesem „Gesetz des Dschungels“. Gibt es nicht noch eine dritte Alternative: Das Gesetz der Liebe? Grund-

sätzlich ja. Praktisch kann man über den realen Menschen jammern, ihn ermahnen oder ihm die Liebe einprägen – und wäre sofort wieder zu ersterem Gesetz zurückgekehrt.

Das alternative Zuteilungssystem hat insbesondere Karl Marx popularisiert: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Eine sehr gute Beschreibung dessen, was dieses Zuteilungssystem in Praxis bedeuten würde, hat Ayn Rand geliefert. In ihrem prokapitalistischen Romanungetüm *Atlas Shrugged* (Atlas warf die Welt ab; deutscher Titel: *Wer ist John Galt?*) entwirft sie das Szenario einer Fabrik, die von ihrer Belegschaft übernommen wurde, welche das harte Marktgesetz sogleich zugunsten der Solidarität aushebeln möchte:

Der Plan war, daß ein jeder in der Fabrik nach seinen Verhältnissen arbeiten und nach seinen Bedürfnissen bezahlt würde. [...] Wissen Sie, was dieser Plan bewirkte und was er den Leuten antat? Versuchen Sie einmal, in einen Kessel Wasser zu schütten, aus dem ein Rohr das Wasser schneller abfließen läßt, als Sie es hineingießen können, und mit je-

dem Kübel Wasser wird das Rohr weiter, und je härter Sie arbeiten, desto mehr verlangt man von Ihnen, und Sie schleppen Kübel vierzig Stunden in der Woche, dann achtundvierzig, dann sechsundfünfzig – für das Essen Ihres Nachbarn – für die Operation seiner Frau – für die Masern seines Kindes – für den Rollstuhl seiner Mutter – für das Hemd seines Onkels – für das Schulgeld seines Neffen – für den Säugling von nebenan – für das Kind im Mutterleib – für alle und jeden – deren Teil ist es, zu bekommen, von der Windel bis zur Zahnprothese, und Ihr Teil, zu arbeiten ... ohne etwas aufzuweisen zu haben als den eigenen Schweiß, ohne etwas in Aussicht zu haben als deren Vergnügen, Ihr ganzes Leben lang, rastlos, hoffnungslos, endlos. [...] Es bedurfte einer einzigen Versammlung, um zu erkennen, dass wir zu Bettlern geworden waren – erbärmlichen, heulenden, winselnden Bettlern, jeder einzelne von uns, weil keiner seine Bezahlung als seinen rechtmäßigen Verdienst ansehen konnte, weil keiner Rechte oder Einkommen hatte; nicht ihm gehörte seine Arbeit, sondern der „Familie“, und die „Familie“ schuldete ihm nichts dafür, und der einzige Anspruch, den er an sie stellen konnte, waren seine „Bedürfnisse“.*⁽²³⁾*

Ich teile diese unpopuläre Ansicht vollkommen: Menschen nach ihren Bedürfnissen zuzuteilen und nach ihren Fähigkeiten auszunehmen, hat nichts mit Liebe oder Menschenwürde zu tun.

Die Psychologie der Grundversorgung

Der Psychologe Erich Fromm, auf den ich noch sehr ausführlich zu sprechen kommen werde, ließ sich ebenfalls mit den reinsten Intentionen auf diese Utopie der Welt ohne Mangel ein. Ich schätze Fromm sehr und kann seine Überlegungen gut nachvollziehen. Würde er noch leben, müßte er allerdings den riesengroßen Widerspruch in seinem Denken erkennen, ansonsten würde ich jeden Respekt vor seiner intellektuellen Integrität verlieren. Dieser Widerspruch ist heute so übergroß und deutlich sichtbar, weil wir wieder einmal Vorhersagen anhand der Geschichte prüfen können. Ich muß gestehen: Mein Respekt für Fromm hat schon daran gelitten, daß er es schon Zeit seines Lebens hätte erkennen müssen und nur zu Hälfte tat. Diese Hälfte ist

aber besonders klar und wertvoll, darum verzeihe ich ihm den Umstand, daß er sich als Ideologe in den Kampf um die bessere Welt warf – und welcher Mensch mit Herz würde das nicht tun? Nun zu Fromms Argumentation:

Eine Psychologie des Mangels erzeugt Angst, Neid und Egoismus [...]. Eine Psychologie des Überflusses erzeugt Initiative, Glauben an das Leben und Solidarität. Tatsache ist jedoch, daß die meisten Menschen psychologisch immer noch in den ökonomischen Bedingungen des Mangels befangen sind, während die industrialisierte Welt im Begriff ist, in ein neues Zeitalter des ökonomischen Überflusses einzutreten. Bisher war der Mensch mit seiner Arbeit zu sehr beschäftigt (oder er war nach der Arbeit zu müde), um sich ernsthaft mit den Problemen abzugeben: „Was ist der Sinn des Lebens?“, „Woran glaube ich?“, „Welche Werte vertrete ich?“, „Wer bin ich?“ usw. Wenn er nicht mehr ausschließlich von seiner Arbeit in Anspruch genommen ist, wird es ihm entweder freistehen, sich ernsthaft mit diesen Problemen auseinanderzusetzen [...].*²⁴*

Es geht also darum, den Menschen *von der Drohung des Hungertods zu befreien*. Dann erst sei der Mensch frei und unabhängig, niemand müsse sich mehr auf widrige Arbeitsbedingungen einlassen,

eine Frau könnte ihren Ehemann, ein Jugendlicher seine Familie verlassen. Die Menschen hätten keine Angst mehr, wenn sie den Hunger nicht mehr zu befürchten brauchten.

Erich Fromm weiß es eigentlich besser. Er war ein hervorragender Beobachter der Überflußgesellschaft. Seine Formulierungen sind nur durch ideologische Verblendung zu erklären, weil sie seiner sonstigen Analyse, auf die wir noch kommen werden, diametral widersprechen. Es ist bis heute schwer verdaubar für die Utopisten, daß das Ende des Mangels nicht aufgrund eines großen, intellektuellen Plans, einer umfassenden Renovierung des menschlichen Seelengebäudes oder der Erfüllung ideologischer Verheißungen eintrat. Diesen Affront werden sie dem „Markt“, das heißt den sich planlos koordinierenden Menschen, niemals verzeihen. Da kann man noch so viel über das Prekariat klagen, die

materiellen Versprechen Fromms sind alle eingetreten. Der Hunger scheint hierzulande in weiter Ferne. Seine psychologischen Versprechen hingegen erweisen sich als grundfalsch. Kein Wunder, daß Fromm als großer Psychologe gilt. Genauso verhält es sich mit vielen „großen“ Ökonomen. Ich verehere Fromm aus anderen Gründen. Utopistische Ideologen seiner Couleur schrieben natürlich bislang ebenso einen Haufen Bücher, in denen, für genau die von Fromm konstatierten Übel, die Überflußgesellschaft verantwortlich gemacht wird. Den allgemeinen Grundmangel hat aber noch niemand offen vorgeschlagen. Es verhält sich hier genauso wie bei Ideologen des Klimawandels: Ob globale Erwärmung oder globale Eiszeit⁽²⁵⁾ ist einerlei, Hauptsache, die Schuld daran trägt die Unwilligkeit der Menschen ihren „Vordenkern“ mehr Macht und Geld zuzugestehen. Werfen sich die Menschen nach dem Arbeitstag aus Mangel oder Überfluß apathisch vor den Fernseher, anstatt sich mit dem Sinn des Lebens auseinanderzusetzen? Was würde herauskommen, wenn sie

dies täten? Ich werfe Fromm nicht vor, die falsche Antwort gegeben zu haben, sondern eine einseitige Antwort. Die Frage hat es nämlich wirklich in sich. Fromm ahnt schon, daß es um die Sinnfrage geht.

Entfremdung

Die Sinnfrage findet sich in der Frage nach der Entfremdung wieder, die ich schon in früheren Scholien angesprochen habe. Der Begriff ist ein „falscher Freund“, denn er legt einen gefährlichen Irrtum nahe. Rein sprachlich betrachtet scheint nämlich das Gegenteil von Ent-fremd-ung die Ent-eign-ung zu sein. Siehe da: der Spracharchäologe mußte nur ein bißchen Staub wegwischen, um die fossilierte Wurzel des Marxismus zu entdecken. Wem oder was ist der moderne Mensch fremd? Ist er dies aus Mangel oder Überfluß? An der historischen Übergangsphase zwischen Mangel und Überfluß, der „industriellen Revolution“, war diese Frage kaum beantwortbar. Naheliegend war zunächst, den Mangel verantwortlich zu machen und den Gegen-

satz zur Entfremdung im Versprechen vom irdischen Paradies des Überflusses zu suchen. Erwähnte Revolution hat selbstverständlich so nie stattgefunden. Wir haben es mit einem mehrere Jahrhunderte umspannenden Prozeß zu tun, bei dem die Politik ein zentraler Faktor war. Die Zunahme der Produktion war zunächst bloß ein Wettmachen eines tiefen Einschnitts, der bitteren Mangelzeit wütender Pest. Murray N. Rothbard argumentierte überzeugend:

Eine Konzentration auf die durch die Ausbrüche der Pest verursachte Verwüstung in der Mitte des 14. Jahrhunderts ist teilweise berechtigt, doch oberflächlich, da diese Ausbrüche selbst zum Teil ihre Ursache im wirtschaftlichen Zusammenbruch und Fall des Lebensstandards hatten, der bereits zu Beginn des Jahrhunderts begonnen hatte. Die Ursachen der großen Depression in Westeuropa können in einer nüchternen Phrase zusammengefaßt werden: der neu aufgezungenen Dominanz des Staates. [...] Im 14. Jahrhundert wurde das Gleichgewicht zwischen Kirche und Staat gebrochen und der Nationalstaat setzte sich durch, brach die Macht der Kirche, raubte, regulierte, kontrollierte und ver-

wüstete durch praktisch kontinuierlichen Krieg für mehr als hundert Jahre.*²⁶*

Die erste wahrgenommene Entfremdung war die des Arbeiters von seiner Arbeit. War diese dem Mangel geschuldet? Nur zum Teil. Wir haben es mit einem historischen Prozeß zu tun, bei dem die wirtschaftlichen Einheiten immer größer werden, weil sie mit den politischen Einheiten wachsen. Nur ein Teil dieser Größenzunahme ist durch die Skalenerträge zu erklären, aber natürlich führt die Massenproduktion für einen entstehenden Massenmarkt zu einem höheren quantitativen Produktionsniveau. Eine andere Seite, wie bereits in früheren Scholien argumentiert, ist die politische Verdrängung, Vernichtung und Untergrabung kleinerer Wirtschaftseinheiten: Der Einzelunternehmer hat immer schlechtere Karten, es entstehen Konzerne, deren Vorstände auf Augenhöhe und geschlossen mit der Politik verhandeln können.

Diese Entfremdung ist also eigentlich eine Ent-eignung, sie geht mit der Abnahme des Eigenen einher: des

eigenen Unternehmens zugunsten des Angestelltendaseins, des „eigenen“ Greißlers, Schusters, Schneiders zugunsten der Fabriken und Ketten, des Eigenkapitals zugunsten des Fremdkapitals, des Eigenheims zugunsten der Mietwohnung. Paradoxerweise wird diese Entwicklung aber nur stellenweise als eine zunehmenden Mangels wahrgenommen. Heute überwiegt die Wahrnehmung, und viele Statistiken untermauern sie, daß diese Entwicklung mit steigendem Überfluß einhergeht. Nun kommt die Kritik aus einer ganz anderen Richtung: Ist mehr immer besser? Ist Wohlstand dasselbe wie Überfluß?

Die Wohlstandsillusion

Kürzlich war der 100. Geburtstag des fast vergessenen österreichischen Denkers Leopold Kohr zu feiern, mit dem sich meine Kollegen Gregor Hochreiter und Ralph Janik tiefer auseinandergesetzt haben. Kohr war es, der den deutschstämmigen Ökonomen E. F. Schumacher zum berühmten Mantra inspirierte: *Small is beautiful!*

Leopold Kohr zählt zu den bedeutendsten Kritikern der Ansicht, daß heutiger Überfluß Ausdruck höheren Wohlstandes wäre. Er schreibt:

Von welcher Seite wir auch immer die Idee betrachten, dass der Lebensstandard durch unsere moderne Großraum-Wirtschaft steigt, so erkennen wir dennoch, dass sie nicht mehr als ein durch ständige Wiederholung gewachsener Mythos ist, der uns heute wie eine unanfechtbare Wahrheit erscheint.*⁽²⁷⁾*

Auf der einen Seite werden wir Zeugen des gigantischen Fortschritts und ständig steigender Produktionsziffern. Aber auf der anderen Seite haben wir das sonderbare Gefühl, statt im Leben vorwärts zu kommen, Jahr für Jahr ein bisschen von dem aufgeben zu müssen, was wir uns leisten konnten, als wir (nach den Angaben der Lebensstandardexperten) bedeutend weniger gehabt haben müssen.*⁽²⁸⁾*

Angestiegen wäre zwar das Existenzminimum, nicht aber der Lebensstandard der meisten Menschen. Dafür bringt Kohr eine beißende Metapher:

Wir schwimmen in mehr Wasser, aber wir stecken immer noch bis zum Hals darin.

Entsprechend bewertet er die „Industrielle Revolution“ auch sehr kritisch. Zwar anerkennt er die Fortschritte bei der materiellen Güterversorgung, doch wählt er einen gänzlich anderen Blickwinkel darauf, der zum Nachdenken anregt. Man sähe bloß, daß man mehr Güter hat. Doch man bräuchte heute eben auch mehr Güter. Wir hätten heute Tabletten, die es früher nicht gab. Doch wir bräuchten diese Tabletten eben auch, und das sei kein Zeichen steigenden Wohlstands im Sinne eines steigenden Wohlergehens, sondern das Gegenteil. Die Industrielle Revolution wäre demnach eine nachhinkende Reparaturanstrengung, um einen wachsenden Bedarf an Gütern zu befriedigen:

Alles, was man daher für unseren scheinbaren Fortschritt sagen kann, ist, dass der Lebensstandard der einstigen Kleinstaatenperiode unter dem ersten Zusammenprall mit der Industriellen Revolution, mit seinen vernichtenden, weitreichenden Konsequenzen, so gesunken war, dass die darauf folgenden Verbesserungen nur bedeuten, dass unser heutiger Lebensstandard höher ist als der des neunzehnten

Jahrhunderts, aber nicht notwendig höher als jener der früheren Jahrhunderte. ⁽²⁹⁾*

Vor längerer Zeit brachte mich Wolfgang Somary, ein persönlicher Freund des legendären Ivan Illich, einmal mit einem ähnlichen Einwand zum Nachdenken. Meine ökonomische Beobachtung, daß der Wohlstand durch sogenannte „Sweatshops“ stiege, konterte er mit der Beobachtung: Zunächst gehen die Menschen zu Fuß zur Fabrik und arbeiten 12 Stunden am Tag, um sich ein Fahrrad zu leisten. Dann radeln sie jeden Tag zu Fabrik, um sich nach Jahren harter Arbeit ein Auto zu kaufen. Dann stecken sie jeden Tag zwei Stunden im Stau. Es sei also die Vermassung, die immer neue Massengüter zum Überleben notwendig mache. Ganz überzeugt bin ich hiervon noch nicht und der Grat zur Romantisierung von Mangel ist schmal. Doch es finden sich viele Belege, wie eine Industrialisierungspolitik tatsächlich genau diese Folgen hat. In vielen „Entwicklungsländern“ wurde zum Fortschritt geblasen, was stets bedeutet, die traditionellen Strukturen zu zerstören,

sodaß der entwurzelten Massenbevölkerung, die sich um die politischen Zentren schart, gar keine andere Wahl bleibt, als sich der vorangetriebenen „Effizienz“ zu fügen. Ihre Einkommen mögen zwar stetig steigen, doch auch ihre Kosten und „Bedürfnisse“ wachsen mindestens zu schnell.

Aus dieser Kritik heraus, setzt Erich Fromm seine Hoffnung in das „garantierte Einkommen“, daß es

unser System des *maximalen* Konsums in ein System des *optimalen* Konsums verwandeln

würde. Seine politischen Schlußfolgerungen hieraus sind freilich reiner Wahnsinn, und ein gutes Beispiel dafür, wie die besten Intentionen zu den schlimmsten Ergebnissen führen können. Was er aus rein humanistischer Gesinnung mit der Leichtfertigkeit des ökonomischen Laien und engagierten Träumers erspinnt, ist ein tödliches Netz totalitärer Ansätze. Die Produktion von Gütern für den individuellen Verbrauch solle zum größten Teil durch die zentralisierte Produktion „öffentlicher Güter“ ersetzt werden, die jeder kostenlos in

Anspruch nehmen dürfte. Es gäbe als allorts „Volksküchen“ und Schlafsäle zur freien Benutzung. Schnell ist der Schluß gezogen:

Das bringt mich auf die Idee, daß man das Problem des garantierten Einkommens auch so lösen könnte, daß man alles zum Leben Notwendige - im Sinne eines festgelegten Minimums - kostenlos bekäme, anstatt es bar zahlen zu müssen.

Hier liegt die größte Gefahr des „Grundeinkommens“ – wenn man sich um dessen Betrag nicht mehr hinreichend viele „notwendige“ Güter leisten kann, um dem „Bedarf“ nachzukommen, dann drängen die unlösbaren Versprechungen in die totalitärste Form des Sozialismus. Fromm vertraut hier darauf, daß die „Demokratie“ diesem Trend Einhalt gebieten könnte, und setzt hier nur einen Götzen an die Stelle eines anderen:

Der Gefahr, daß ein Staat, der alle ernährt, zu einer Muttergottheit mit diktatorischen Eigenschaften werden könnte, kann nur durch eine gleichzeitig wirksame Vermehrung demokratischer Verfahren in allen gesellschaftlichen Bereichen begegnet werden. (In Wirklichkeit verfügt ja heute der

Staat bereits über außerordentliche Macht, ohne diese Möglichkeiten einzuräumen.)

Schweigegehd

Scholien-Leser Franz Reinisch erinnert mich daran, daß der Vorschlag eines Grundeinkommens auch aus anderen Beweggründen heraus erfolgt. Der Unternehmer Götz Werner, Gründer der Supermarkt-Kette dm, ist ein bekannter Proponent. Franz Reinisch vermutet sicherlich zu Recht,

daß Götz Werner eigentlich kein Sozialromantiker, sondern ein knallharter Geschäftsmann und damit auch Kapitalist ist und nur die Abschaffung aller Steuern zugunsten einer einzigen Verbrauchsteuer (MWSt) durchsetzen will. Das Deckmäntelchen dazu ist das bedingungslose Grundeinkommen (BGE), das ja dann auch durchaus soziale Nebenaspekte abdeckt. [...] Und sind erstmals 50% der Verwaltungs-Zecken abgeschafft (kriegt dann ohnedies jeder 1000.- Euro), könnte man auch darüber nachdenken, ob nicht die, die das BGE finanzieren (Unternehmer) nicht auch dafür ein wenig gelobt werden könnten. Nicht beschimpft, wie die Umverteilungs-Dummköpfe das tun! Da-

zu folgende Gedanken, die natürlich einem Ingenieur-Gehirn und nicht einem akademischen Volkswirtschaftler-Gehirn entspringen. [...] Die Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens ist natürlich FEST mit der Abschaffung aller Steuern und Einführung dieser alleinigen Verbrauchsteuer zu knüpfen. Bedingungslos bedeutet: ALLE kriegen. Mit diesem Bedingungslos MUSS man sich allerdings das Schweigen der Lämmer sichern. 1000.- € kassieren und mehr fordern IST NICHT. Klappe halten. Ist nicht mehr da zum Verteilen! Wer mehr will, kann ja wie bisher etwas arbeiten. [...] Es gibt also zwei entscheidende Punkte: Alle kriegen, damit wird das Lamentieren, wer mehr und wer weniger kriegt, höchst überflüssig. Es gibt kein weiteres Umverteilungsgeld. (Ausnahmen bestätigen die Regel) Weitere soziale Einrichtungen müssen sich über Bedarf und Nachfrage und über Religionsgruppen und sonstige Vereine finanzieren, wie bisher auch. Freiwillige Spenden usw. [...] Der Reiz an diesem Gedankenspiel ist, daß alle Steuern und damit ein riesiger Verwaltungsapparat abgeschafft werden kann und das Volk durch den 1000er in Trance versetzt wird. Die Effizienz der verbleibenden Verwaltung kann am Kassenbon als MWSt. abgelesen werden.

Ich kann diese Gedanken gut nachvollziehen. Es sagt schon viel über die Gegenwart aus, wenn es Werktätigen als geringere Last erscheint, die Hälfte der Bevölkerung mit je 1000 € pro Monat zu versorgen – wenn dafür nur endlich die ständige Erniedrigung wegfiel. Doch ich habe eine schlechte Nachricht: Nicht die direkte Umverteilung, sondern ebendiese Erniedrigung ist der Kern des Systems. Wäre es tatsächlich Hauptzweck des Staatsapparates, eine steuerfinanzierte Grundversorgung zu bieten, dann erschiene er in der Tat als furchtbar ineffizient. Nein, Zweck ist die Legitimierung der „Demokratie“. Nur so ist das Dilemma aufzulösen, daß die „Politik“ kaum noch Legitimität genießt, der „Staat“ jedoch schon. Da der Massenmensch nicht mehr wirklich an einem Gemeinwesen beteiligt *ist*, muß man ihm den Eindruck geben, eine Beteiligung zu *haben*. Dabei handelt es sich um das Prinzip der Staatsanleihe. Mangelndes Inter-esse im eigentlichen Wortsinn wird durch ein materielles „Interesse“ kompensiert. *Jubelperser* nennt's ein deutscher

Begriff, den ich überhaupt nicht leiden kann. Eigentlich müßte man von *Interhabere* sprechen – Haben statt Sein (mehr dazu später). So werden Staatsbürger zu Staats-*haberern* (letzteres ein aus dem Hebräischen stammender wienerischer Ausdruck für Freunderln). Wie hat's Max Weber so schön formuliert: *Dilettantenverwaltung durch Beutepolitiker*. Denn:

Beute, Raub, Konfiskationen, Kontributionen, Aufdrängung von wertlosen Zwangszahlungsmitteln: – was dem Wesen nach alles das gleiche ist.*³⁰*

Frischblut

So muß sich der „Volksgeist“ immer neue Quellen für Tribute erdenken. Man hat den Eindruck, dies sei mittlerweile das Kernthema der „politischen Debatte“: Wo läßt sich noch etwas holen? Götz Werners Vorschlag will den Volksvampir vom Hals des Werktätigen weglocken und verheißt ihm die unerschöpflichen Konsumflüsse als nachhaltigere Quelle. Die Rechnung würde dann der Gast, nicht der Wirt bezahlen. Wenn das so

wäre, ließe sich so die Wirtschaft wieder nachhaltig betreiben und die Gefahr wäre gebannt, daß der Wirt eines Tages den Laden dicht macht, wenn er dahinter kommt, wer die Rechnung letztlich zu bezahlen hat, über deren steigendes Ausmaß er sich noch ganz naiv freut.

Leider habe ich wieder eine schlechte Nachricht: Es ist ein ökonomischer Irrtum, daß sich Konsum getrennt von der Produktion besteuern ließe. Dieser Irrtum besteht darin, anzunehmen, daß die Unternehmer schlicht eine höhere Konsumsteuer auf ihre Produkte aufschlagen könnten und diese dadurch für den Konsumenten teurer würden, während die Kosten und Erträge für die Produzenten gleich blieben. Klingt nach einer wunderbaren Lösung in Zeiten des Konsumwahns, der Werktätige könnte entlastet werden und der Konsument gemächlich hin zu einem „optimaleren“ Konsumniveau angeleitet werden. Die Argumentation folgt der alten und falschen Kostentheorie. Diese ging davon aus, daß Perlen deshalb wertvoll sind, weil wir nach ihnen tau-

chen müssen. Die Perlen ein wenig teurer zu machen, um die Taucher zu entlasten, die schon in den letzten Atemzügen liegen, ist daher naheliegend. In Wirklichkeit jedoch tauchen wir nach Perlen, weil sie wertvoll sind. Und diese Bewertung folgt den subjektiven Präferenzen der Konsumenten.

Es sind also nicht die Kosten, die den Preis der Güter bestimmen, sondern die Preise, die über die Kosten bestimmen. Diese Perspektive ist sehr kontraintuitiv, weil der einzelne Unternehmer einen gegenteiligen Eindruck hat. Doch weil die Menschen eine bestimmte Zahlungsbereitschaft für bestimmte Güter zeigen, kommt es zu einer entsprechenden Bewertung der dafür nötigen Produktionsfaktoren. Eine Maschine kostet soviel wie sie kostet aufgrund der Produkte, die sie hervorbringt. Der Preis der Produkte hingegen ist nicht deshalb so hoch, weil die Maschine so viel kostet.

Eine Konsumsteuer ändert die Zahlungsbereitschaft der Konsumenten nicht. Entweder der Unternehmer übernimmt diese neuen Kosten oder er erzielt einen gerin-

geren Absatz. Daher wird jede Konsumsteuer letztlich auf die Produzenten abgewälzt. Sie unterscheidet sich in der Wirkung kaum von einer Einkommenssteuer. Der Unterschied besteht bloß darin, daß die Unternehmer noch die Arbeit des Steuereintreibers übernehmen dürfen. Eine hohe Konsumsteuer hat nur einen großen Vorteil: Sie ist wesentlich leichter zu umgehen. Würde man Götz Werners Modell daher tatsächlich im besten Falle auf einer *tabula rasa* umsetzen, was vollkommen undenkbar ist, wäre vermutlich eine relativ rasche Austrocknung der Staatsquellen die Folge.

Die zweite vielversprechende Quelle von Frischblut soll eine Vermögenssteuer sein. Dies proklamieren insbesondere die *Staazistudis*, die unter Beifall des Establishments „Revolution“ spielen. Christian Felber erheischte im *Audimax* viel Applaus, als er angesichts der Milliardenpakete für Banker ebensolche für Akademiker forderte. Das Geld dafür solle eine Besteuerung der Vermögen bringen. Eine solche Steuer ist in der Erhebung relativ teuer, mehr als ein Viertel der erzielten

Beute geht dabei drauf.^{31} Das ist einer der Gründe, warum die meisten Länder von Vermögenssteuern abgingen. In einem inflationären Umfeld hat die Vermögenssteuer den „politischen Vorteil“, also den gewaltigen Nachteil, sich praktisch von selbst zu erhöhen, da anhand der inflationierten Marktwerte besteuert wird. Die ökonomischen Folgen einer Vermögenssteuer habe ich schon in früheren Scholien skizziert. Die verheerendste Folge jedoch ist, daß den Beutepolitikern ein Grund geliefert wird, nach Totalüberwachung der persönlichen Vermögensverhältnisse zu trachten. Das antike Rom zeigt, wo dies endet, wenn die Kassen knapp werden: Vor dem Untergang dieses Reiches wurde die Bevölkerung systematisch gefoltert, um an die letzten versteckten Vermögenswerte zu gelangen.

Dämon Steuer

Der Wiener Karl Pirnat gab 1956 (!) mit seinem wenig beachteten Buch *Dämon Steuer*^{32} der Weltgeschichte eine verblüffende Perspektive. In lockerer, witzig-

bissiger Form behandelt er den Niedergang der Zivilisationen. Stets deutet er diesen als unmittelbare Folge des Steuerwahnsinns. Der Untertitel *Ein Leidensweg der Menschheit* zeigt schon, wo die Sympathien Pirnats liegen. Man möchte es kaum glauben, aber tatsächlich nimmt hier ein Österreicher die einfachen Menschen gegen die Obrigkeit in den Schutz und weist die verheerende Wohlstandsvernichtung nach, die im Namen der „Staatsaufgaben“ erfolgte:

Im Laufe der Menschheitsgeschichte haben regelmäßig gerade Extreme auf steuerlichem Gebiet zum Abwelken hoher Kulturen, zu Flucht von Grund und Boden, zu Verödung weiter Landstriche, zu Bandenunwesen und schließlich zu Revolutionen und Krieg geführt. Waren es in früheren Jahrhunderten Könige, Tyrannen, Caesaren und Landesfürsten, die zur Deckung ihrer Luxusbedürfnisse und ihrer Laster das Letzte aus den Untertanen herauspreßten, so ist in unserer Zeit an ihre Stelle der Staat getreten.

Ein großer Unterschied fällt jedoch auf: In historischen Zeiten war zumindest den Ausgebeuteten die Unmoral ihrer Ausbeutung klar. So berichtet Pirnat aus Ägypten:

Je geschickter es ein Steuerhinterzieher verstand, sich der Umklammerung zu entwinden, umso höher stieg die Bewunderung und die Achtung seiner Landsleute. Es wird sogar berichtet, daß sich der Ägypter schämte, wenn er nicht an seinem braunen Leib Striemen über Striemen aufzuweisen hatte, die ihm wegen Verweigerung der Abgaben zuteil geworden waren.

Als besondere Überraschung im Buch zitiert Pirnat plötzlich Henry Hazlitt – einen der wenigen staatskritischen US-Journalisten mit ökonomischem Hintergrundwissen, der bis heute in Europa gänzlich unbekannt und in den USA nur einer Minderheit ein Begriff ist. Und das 1956 im fernen Wien!

Bei der Beschreibung der „Über-Demokratie“ Athen und deren Exzesse klingt sogar vorsichtige Demokratie-Kritik durch. Lange vor Laffer erkennt Pirnat den Zusammenhang, den die Laffer-Kurve beschreiben möchte und weist diesen Gedanken schon bei Cicero und später Gerloff nach.

Das Buch ist extrem reich an großartigen Anekdoten zum Steuerunwesen in der Geschichte. Die Geschichtsdeutung erscheint dafür manchmal etwas einseitig; die großen Revolutionen deutet Pirnat allesamt als Steuerrevolten, ohne der Ideengeschichte größeren Platz einzuräumen.

Als aktuelles Vorbild präsentiert Pirnat die Poujadisten, eine aufsehenerregende Steuerprotestbewegung im Frankreich der 1950er Jahre. Mit dem Papierwarenhändler Pierre Poujade an der Spitze führten damals Kleinunternehmer einen Kampf gegen die „Fiskalgestapo“, hinderten Betriebsprüfer an ihrer „Arbeit“ (einige Finanzbeamte wurden dabei verprügelt), widerstanden durch schiere Zahl der Polizei und lösten in Zwangsversteigerungen mit Minimalgeboten das Eigentum ihrer Kollegen aus. Zunächst versuchten die Kommunisten (!) die neue Bewegung zu vereinnahmen. Als dies nicht gelang, wurden die Poujadisten von der Linken verfehmt. Heute gilt die Bewegung als „rechtsextrem“ – eine Einordnung, die dadurch erleichtert wird, daß in

diesem Volksaufstand gelegentlich antisemitische Stammtischparolen anklingen und der Populist Jean-Marie Le Pen seine politische Karriere bei den Poujadisten begann. Pirnat ahnte davon damals noch nichts und hatte noch die Hoffnung, daß diese Bewegung nicht allzu leichtfertig ins Links-Rechts-Eck gerückt würde. Ein wenig ernüchtert schließt er sein Buch mit der Schlußfolgerung:

Das Buch der Steuergeschichte ist mit Blut geschrieben, das Buch der Finanzwirtschaft mit der blassen Tinte geschichts- und lebensfremder Theoretiker, die die geschichtlichen Tatsachen bewußt übergehen. Denn vergeblich wird man in der Finanzwissenschaft jenes Kapitel suchen, das die praktischen Schlußfolgerungen aus der Sprache der durch Steuerdruck gemordeten Völker und verwüsteten Kontinente ziehen würde. Es ist der Steuerdruck, der dies alles am Gewissen hat.

Zurück zum Zen

Hiermit sei der Exkurs des Exkurses vorläufig abgeschlossen und ich bewege mich langsam wieder aus diesen gedanklichen Gliedsätzen in den Hauptsatz zurück, der dem Zen gewidmet war. Man sehe mir nach, daß ich den Meditationsraum kurz durch die Hintertüre verlassen habe, um draußen ein wenig herumzubrüllen. Das Adjektiv wütend vermittelt als aktives Partizip Präsens schließlich zumindest etwas Lebendigkeit.

Im Gegensatz zu Interpretationen fernöstlicher Ansätze, die nach dem Abtöten des Eigenen und Lebendigen klingen, sind die eingangs beschriebenen Zugänge eher aktiv – ob *Flow* oder Bogenschießen. Die Wirkung sowohl von Herrigels als auch Csíkszentmihályis Buch liegt darin, einen spirituellen Zugang hinreichend nüchtern für den europäischen Geist darzulegen. Ich muß gestehen, daß auch ich bei spirituelleren Einführungen meine Probleme habe. Dem populären Büchlein

Zen Mind – Beginner’s Mind von Shunryu Suzuki, das als gute Einführung gepriesen wird, konnte ich wenig abgewinnen. Mir ist schon klar, daß solche Texte nicht als analytische Darlegungen gelesen werden sollten, sondern als Mantrasammlungen. Dafür waren mir die Mantras aber etwas zu banal. Einige wichtige Kernaussagen:

In Japan haben wir die Bezeichnung shoshin – das bedeutet „Geist des Anfängers“. Das Ziel der Zen-Praxis ist es, immer unseren Anfängergeist beizubehalten. [...] Wenn unser Geist leer ist, ist er immer für alles offen. Im Geist des Anfängers gibt es viele Möglichkeiten, im Geist des Experten nur wenige. [...] Im Geist des Anfängers gibt es den Gedanken „ich habe etwas erreicht“ nicht. Alle selbstzentrierten Gedanken beschränken die Weite unseres Geistes. Wenn wir nicht an Erreichtes und uns selbst denken, sind wir wahre Anfänger. Dann können wir wirklich etwas lernen. Der Geist des Anfängers ist der Geist des Mitgefühls. [...] Zen ist keine Art von Ekstase, sondern Konzentration auf unsere gewöhnliche Alltagsroutine. [...] Wenn du etwas tust, solltest du dich darin wie ein gutes Feuer selbst verzehren, und keine Spur von dir zurücklassen.✽³³✽

Bei aller Mühe mit der Verpackung, die Botschaft vernehme ich wohl und halte sie für außerordentlich wichtig. Zen ist Praxis. Das ist für mich überhaupt kein Widerspruch zur Theorie und es wäre ein großes Mißverständnis, dahinter ein bloßes Ausgleichsprogramm für den Akademiker im Elfenbeinturm zu vermuten. Praxis ist nicht das Gegenteil von Theorie, sondern das Gegenteil von Ideologie. Gute Theorie ist ein Tun, der griechische Begriff Ableitung eines Tunworts: Anschauung. Es ist der kontemplative und reflektierende Aspekt des Tuns, ohne den es zur leeren Geschäftigkeit verkommt.

Konzentration auf die Praxis bedeutet: Konzentriere dich auf das, was *ist*, um es besser zu *machen*. Hüte dich vor Stolz, dieser nimmt den Antrieb zur Verbesserung. Dies ist der Geist des Anfängers: Stets noch so vieles zu erreichen, zu erlernen, zu üben.

Alltagsbezug

Eine wesentlich hilfreichere Einführung in den Zen-Buddhismus fand ich in einer Buchempfehlung von Dr. Michael Twardosz: Alan Watts' *Vom Geist des Zen*.^{34} Er erklärt dem westlichen Verstandesmenschen den vermeintlichen Unsinn der Zen-Meister zu verstehen. Ihre „Weisheiten“ sind durchwegs praktisch, in dem Sinne, daß eine Aussage nicht danach bewertet wird, was sie enthält, sondern was sie bewirkt. Eine vollkommen wirre Aussage kann demnach weiser sein als ein klares Argument, wenn erstere den Empfänger hinreichend verunsichert, um eine innere Veränderung auszulösen. Die Veränderung, die bewirkt werden soll, ist jene hin zu einem bewußteren Leben im Einklang mit der inneren Harmonie der Welt (Tao).

Daher die Überlieferungen scheinbar sinnlosen und frustrierenden Verhaltens seitens der Zen-Lehrer:

Und auf die Frage: „Was ist Erleuchtung?“ antwortete ein Zenmeister: „Deine Alltagsgedanken“, während ein anderer, befragt, was Tao sei, erwiderte: „Das gewöhnliche Leben ist

das Tao.“ Meister Pai-chang sagte, Zen bedeute weiter nichts als „Iß, wann dich hungert, schlaf, wann du müde bist“; indes Lin-chi erklärte: „Der wahrhaft religiöse Mensch hat nichts zu tun als sein Leben, wie er's unter den mancherlei Umständen dieser weltlichen Existenz vorfindet, fortzusetzen. Er steht des Morgens ruhig auf, kleidet sich an und begibt sich an seine Arbeit. Wünscht er zu gehen, so geht er; wünscht er zu sitzen, so setzt er sich. Er hat kein Verlangen nach Buddhatum [Erleuchtung], nicht den entferntesten Gedanken daran. [...] Oder mit Hui-Nengs Worten: „Der einzige Unterschied zwischen einem Buddha und einem gewöhnlichen Menschen ist, daß der eine sich über sein Wesen klar ist, der andere nicht.

Mit Maß kann diese Betonung ein gutes Korrektiv zum Hyperrationalismus und zum Utopismus sein. Man darf aber wieder keine Ideologie daraus machen – was ja auch dem Geiste dieser Lehre widersprechen würde. Es wäre dann nämlich eine vernunftfeindliche Ideologie. Und die vernunftfeindlichen und allzu gleichgültigen Elemente dieser religiösen Tradition mögen durchaus

manch Beitrag zum asiatischen Totalitarismus geleistet haben.

Während ich die Kritik an der Überhöhung der Vernunft teile, ohne mich zur Vernunftfeindlichkeit verleiten zu lassen, scheint der Rat der Zen-Weisen in einer anderen Hinsicht meinen Empfehlungen vollkommen zu widersprechen. Immer wieder wird der Zen-Schüler unwirsch dazu gedrängt, sich dem Alltag hinzugeben und ihm nicht zu entfliehen:

Denn des Menschen scheinbare Demut, wenn er meint, Weisheit sei zu erhaben, als daß sie im Alltag seines Lebens sich offenbaren könnte, ist eine heimliche Form von Stolz.

Ist die von mir empfohlene Alltagsflucht ein solcher Stolz? Der Widerspruch ist allerdings nur ein oberflächlicher. Der Alltag, dem ich gerne den Rücken zudrehe, ist das Zeitgeschehen, das uns geschieht. Die Zen-Praktiker zogen sich selbst, scheinbar wider ihren eigenen Rat, in Klöster zurück. Doch da hätten wir den Rat falsch verstanden. Der Alltag, dem man sich widmen solle, ist die Praxis des guten Lebens. Man muß

sich von den Versprechungen, Illusionen, dem Trubel und Drängen, dem Größenwahn der Zeit abwenden und dem ganz Alltäglichen, Kleinen, Menschenmöglichkeiten zuwenden zu können. Raus aus dem falschen Alltag – rein in den richtigen Alltag: kein Widerspruch. „Es gibt kein richtiges Leben im falschen:“ mit dieser Bemerkung schuf Theodor W. Adorno das Motto für allerlei „linken Widerstand“ gegen die Sachzwänge der Zeit. Die Konzentration dieser „Widerständler“ auf die Institutionen ist eine Ablenkung vom viel wichtigeren, inneren Widerstand gegen das Falsche. Gegen ihre hochtrabenden Theorien, ihre Ungeduld, ihre Überheblichkeit gegen über dem Alltagsleben des Alltagsmenschen möchte man ihnen eine gehörige Portion Zen zumuten.

Widerstand

Leider gibt es auch einen inneren Widerstand gegen das Richtige, und dieser ist oft stärker. In Steven Pressfields Buch *The War of Art* fand ich eine sehr empfehlenswerte

Darstellung der Praxis des geistig Schaffenden. Als ich eingangs die Prokrastination diskutierte, hatte ich bereits seine Erklärung als die Geeignetere im Hinterkopf, es ist aber erst jetzt der Zeitpunkt, auf sie einzugehen. Pressfields Ansatz ist nicht psychologisierend, sondern mystisch. Intuitiv erscheint er mir trotzdem als richtiger – und man könnte ihn freilich auch leicht in den anderen Zugang, die andere Sprache übersetzen. Wie der einfallsreich gewendete Titel suggeriert, ist die Kunst ein Krieg – in der allgemeinen und nicht martialischen Bedeutung eines gerichteten Kampfes. Ein großer Jihad sozusagen, wie der treue Leser weiß. Es ist ein Kampf gegen eine Kraft, die *Resistance*. Halb zieht sie uns, halb sinken wir hin. Sie hat keine Ursache; nicht unsere Biographie, nicht unsere Eltern, nicht unser Chef, nicht unser Umfeld, nicht unser „Charakter“ und nicht unsere „Bedürfnisse“ tragen die Schuld. Sie hat, so wie es bei Menschen zu sein pflegt, allenfalls einen Grund:

Die meisten von uns haben zwei Leben. Das Leben, das wir leben, und das ungelebte Leben in uns. Zwischen beiden steht die *Resistance*. [...] Sie wird durch jede Handlung ausgelöst, die sofortige Befriedigung zugunsten langfristigen Wachstums, Gesundheit oder Integrität zurückweist. Oder, anders ausgedrückt, jede Handlung, die von unserer höheren Natur anstelle von unserer niederen kommt.*⁽³⁵⁾*

Pressfield bietet folgende sehr plausible Faustregel an: Je wichtiger eine Handlung für die Entwicklung unserer Seele sei, desto stärker sei der Widerstand, den wir verspüren:

Die Gefahr ist am größten, wenn die Ziellinie in Sicht ist. An diesem Punkt erkennt die *Resistance*, daß wir davor sind, sie zu schlagen. Sie drückt die Notbremse, setzt zu einem letzten Angriff an und wirft uns alles, was sie aufzuweisen hat, an den Kopf. [...] Je mehr Angst wir vor einem Werk oder einer Berufung haben, desto sicherer können wir sein, daß wir es tun müssen. [...] Je größer der Widerstand ist, den wir erfahren, desto wichtiger ist das unvollendete Unterfangen für uns – und desto mehr Freude wird uns erfüllen, wenn wir es schließlich tun.

Pressfield liefert auch eine schöne Unterscheidung des pragmatischen Utopisten vom idealistischen Praktiker:

Grandiose Fantasien sind ein Symptom der *Resistance*. Sie sind ein Zeichen des Amateurs. Der Meister hat gelernt, daß Erfolg, wie das Glück, ein Nebenprodukt des Werkens ist. Der Meister konzentriert sich auf das Werk und überläßt es dem Lohn, zu kommen, wenn es sein soll, oder auch nicht. [...] Der Meister meistert das Wie und überläßt das Was und Warum den Göttern.

Der „Amateur“ begehe die Sünde des Stolzes, die Pressfield als die größte aller Sünden betrachtet. Auch wenn er nicht wortwörtlich vom Utopisten spricht, bestätigt er doch sinngemäß Molnars Deutung aus den letzten Scholien. Er empfiehlt dem Praktiker des Lebens, sich als Söldner einer höheren Macht zu betrachten, um die nötige Bescheidenheit zu gewinnen. Dann würde uns diese Macht beistehen:

Engel sind wie Musen. Sie wissen Dinge, die wir nicht wissen. Sie wollen uns helfen. Sie befinden sich auf der anderen Seite einer Glaswand und rufen uns zu, doch wir können sie nicht hören. Wir sind zu abgelenkt durch unseren Unsinn.

Ah! dann jedoch beginnen wir.

Und wir wagen einen Anfang.

Wenn wir ein Unternehmen erwählen und uns diesem wider unsere Ängste verpflichten, passiert etwas Wunderbares. Ein Sprung in der Glaswand entsteht. Wie der erste Riß, wenn ein Küken an seiner Schale pickt. Hebammenengel sammeln sich um uns; sie helfen uns dabei, uns selbst zu gebären, jene Person, die zu sein wir geboren sind, deren Berufung in unsere Seele, unseren Daimon, unseren Genius einkodiert ist.

Theologie statt Psychologie

Das klingt in der Tat sehr mystisch. Man muß sich den Mystiker, den Zen- oder Sufi-Meister, aber stets als Praktiker vorstellen. Und was, wortwörtlich betrachtet, wie eine irreale und allzu naive Vorstellung von der Welt klingt, entfaltet in der Praxis überaus reale Wirkung. Ich habe schon in früheren Scholien ausgeführt, warum die scheinbar realistische Beschreibung der Realität für die Praxis wenig taugt, weil sie den schon of-

fensichtlichen Aspekt einzementiert und den potentiellen Aspekt abwürgt.

Vor längerer Zeit fand ich ein bemerkenswertes Beispiel für eine theologische Relativierung der Psychologie, die mir psychologisch realistischer erscheint. Das ist erstaunlich, denn es handelte sich eigentlich um ein Plädoyer für alte Mythen anstelle neuer Irrtümer. Ich beziehe mich auf das 1961 erschienene Buch *The Crisis in Psychiatry and Religion* des heute gänzlich unbekannten Orval Hobart Mowrer.^{*36*} Im gesamten deutschsprachigen Raum gibt es gerade noch vier Exemplare dieses Buches in Bibliotheken, eines davon in der mißachteten Schatzkammer der Bibliothek des Nobelpreisträgers F.A. von Hayek in Salzburg.

In der Psychotherapie wird der Patient oft zur Einsicht gebracht, daß er de facto zu „gut“ sei; daß in ihm Impulse der Begierde und Feindschaft schlummerten, die er unnötigerweise verdrängt habe. Heilung liege darin, diese Impulse zu erkennen und auszudrücken. Mowrer kritisiert diesen Ansatz aus einer therapeutischen und

moralischen Perspektive. Letztlich laufe dieser Ansatz auf ein Abnehmen von Verantwortung hinaus. Nicht mehr das Individuum ist verantwortlich für seine neurotischen Schwierigkeiten, sondern die Eltern, Geschwister, Lehrer, „die Gesellschaft“ – jeder, nur nicht der Patient selbst. Mowrer faßt dies hervorragend so zusammen:

Und bald aalt sich der Analytierte unter dieser schädlichen Anleitung in Selbstmitleid und loderndem Groll.

Dazu zitiert er eine heitere Strophe aus dem *Psychiatric Folksong* von Anna Russell:

At three I had a feeling of
Ambivalence toward my brothers,
And so it follows naturally I poisoned all my lovers.
But now I'm happy; I have learned
The lesson this has taught;
That everything I do that's wrong
Is someone else's fault.

Als theologisch bewandeter Psychologe leistet Mowrer in seinem Fachgebiet wertvolle Übersetzungsarbeit, die

an das Genie eines C.G. Jung erinnert. Religion ist für Mowrer eine Institution, die deshalb überlebt, weil und wenn sie für das Individuum „psychologischen Überlebenswert“ bietet. Das Beispiel der Urchristen ist hierfür eine eindruckliche Bestätigung, welche Überlebenskräfte Glaube entfachen kann. Es gibt kaum etwas praktisch Wirksames als einen Glauben, der Berge versetzt.

Mowrer zieht eine hochinteressante Parallele zwischen dem theologischen Begriff von Gott und dem psychologischen Begriff vom Gewissen:

Wenn das Gewissen schließlich revoltiert und ausbricht, wenn - in biblischer Sprache - Gottes Geduld erschöpft ist, kämpft das Individuum bereits mit einer Krise, aus der es als kasteiter, veränderter und geläuterter Mensch hervorgehen kann.

Gott steht als „schuldproduzierendes Symbol“ dem Teufel als Gegenkraft gegenüber: Das Über-Ich ringt mit dem Es. Er fragt:

Kann es sein, daß wir den Glauben an Gott verloren haben, weil wir den Glauben an das Gewissen verloren haben? Un-

ser weitverbreiteter Konsum von Alkohol und anderen sogenannten „Tranquilizers“ (Beruhigungsmitteln) ist sicherlich, in gewisser Hinsicht, ein Ausdruck des Mißtrauens gegenüber dem Gewissen.

Neurosen, so beruft er sich auf den Wiener Psychologen Wilhelm Stekel, der als einstiger Kollege Freuds mit diesem gebrochen hatte, wären „Krankheiten des Gewissens“. Die Frage, ob hier aus psychologischer Hinsicht Prävention möglich sei, vergleicht Mowrer mit dem theologischen Problem des Evangelismus, der Hoffnung auf Bekehrung bevor es zu spät ist. Dazu beruft er sich auf die Erfahrung der *Anonymen Alkoholiker*, daß einem Alkoholabhängigen erst geholfen werden könne, wenn er die Talsohle erreicht hat, daß also die Krise meist Voraussetzung zur Heilung sei.

Vollkommen gegen den Zeitgeist schließlich richtet sich Mowrer mit der Provokation, den Begriff der Sünde aus der Theologie wieder in die Psychologie rückzuübersetzen. Einst wäre die Kirche die wesentliche Nervenheilanstalt gewesen, deren Therapie gegen Neurosen

der Beichtstuhl sei. Mit dem Gebrauch so starker Begriffe wie „gut“, „böse“, „Teufel“, „Sünde“ und „Erlösung“ ist eine Intensität verbunden, die sich anscheinend für die mentale Hygiene als heilsam erweist. Indem wir nicht mehr von Sünden reden, hätten wir uns laut Mowrer um die Möglichkeit einer vollkommenen Erlösung – im psychologisch-medizinischen Sinne Heilung – gebracht:

Zwischen dem Begriff der Sünde und dem Begriff der Krankheit ist Sünde tatsächlich das kleinere von zwei Übeln,

denn die Nervenheilanstalten beherbergen eigentlich keine Kranken, sondern Menschen, die sich selbst verurteilen, so wie ein Gefängnis jene beherberge, die die Gesellschaft verurteilt. Diese Selbst-Verurteilung sei jedoch ein Akt der Stärke und das Symptom eines Prozesses der „Heilung“, bzw. „Buße“:

Meine Beobachtung ist, daß der Patient, der sich selbst verurteilt, sogar bis zu dem Punkt, daß er glaubt, eine unverzeihliche Sünde begangen zu haben, wahrscheinlich gesun-

det. Es ist der Patient, der andere beschuldigt, dessen Zustand sich nicht verbessert.

Mit dem deutschen Theologen Dietrich Bonhoeffer verurteilt Mowrer die Praxis der zu „billigen Gnade“. Der Protestantismus hatte sich in Reaktion auf den Ablasshandel des Beichtvaters entledigt, der Sünder braucht nur noch zu Gott zu beichten, die Gnade kommt dann auch „kostenlos“ und direkt von Gott, ohne unangenehme Umwege über andere Menschen. Und obwohl die Psychoanalyse kaum beschuldigt werden kann, im monetären Sinne „billig“ zu sein, gewann sie sicherlich in ähnlicher Weise ihren großen Reiz durch die Annahme, man könne sich seinen Weg aus der Verdammnis kaufen. Letztlich sei so ironischerweise erst recht ein säkularer Ablasshandel neuartiger Dimensionen entstanden. Mowrer zitiert Alfred C.P. Wilson mit einem Ratschlag, der das Problem der „billigen Gnade“ gut auf den Punkt bringt:

Wenn du einen Freund beleidigst, ist es nicht genug, dich bei Gott zu entschuldigen [oder deinem Psychotherapeuten] – du mußt dich auch bei deinem Freund entschuldigen.

Menschen begehen Sünden nicht durch Worte, sondern durch Taten. Daher könne auch die „Erlösung“, bzw. die „Heilung“ von neurotischen Gewissensproblemen nicht durch Gespräche auf der Couch erfolgen. Handlungen aktiver „Buße“ seien nötig. Bloße Beichte ohne Anlaß zu Buße wäre gar gefährlich, denn sie könne den Selbsthaß des Gewissensgeplagten anfachen:

Ist nun das Gesetz der Moral weniger anspruchsvoll als das bürgerliche Gesetz? Ist das Gewissen weniger rechtschaffen als ein Gericht? Wenn wir diese Frage nicht bejahen können, folgt, daß im Bereich der Moral nicht weniger als in dem des Rechts das Geständnis nicht ausreichend ist und mit einer Entschädigung einher gehen muß. [...] Es stellt sich zunehmend heraus, daß die zentrale Tatsache bei Persönlichkeitsstörungen echte Schuld ist und daß diese nur durch eine Beichte tiefgehend aufgelöst werden kann, die zumindest einen quasi-öffentlichen Charakter hat.

Für Mowrer ist so die Essenz psychischer Störungen ein systematisches Leugnen der eigenen Person;

und wenn wir uns anderen gegenüber verstellen, ist es nicht überraschend, daß wir bald sogar uns selbst fremd, seltsam und „ungewohnt“ erscheinen.

Bei seiner starken Betonung der Persönlichkeit und des Gewissens, überrascht es nicht, daß Mowrers Freiheitsbegriff im Wesentlichen als Synonym für Verantwortung auftritt. Er illustriert seinen Zugang anhand der Entwicklung eines Kindes: Dieses könne entweder (a) kraft seines eigenen freien Willens handeln oder (b) elterlichem Zwang gehorchen. Indem es sich „wie ein großer Bub (oder ein großes Mädchen)“ verhält, d.h. reif und verantwortlich, genießt das Kind viele Privilegien und fühlt sich „frei“ und ist es auch tatsächlich. Doch wenn das Kind „vergißt“ oder ignoriert, was die Eltern versucht haben, ihm beizubringen, müssen sie wieder ihre Autorität geltend machen, was einen Verlust an Freiheit und Selbstbestimmung seitens des Kindes zur Folge hat. In ähnlicher Weise können wir nun

annehmen, daß ein Erwachsener nur so lange frei, d.h. selbstbestimmt und autonom ist, so lange er gut ist und daß, wenn er das Vertrauen seines Gewissens hinreichend verspielt hat, letzteres „die Kontrolle übernimmt“, womöglich alles andere als sanft und sicherlich mit einem Gefühl seitens des Individuums, daß „mir die Dinge widerfahren“. Wie einst die Eltern, entzieht das Gewissen so dem Individuum dessen Freiheit und wird sie nur zurückgeben, wenn das Individuum gezeigt hat, daß ihm wieder vertraut werden kann.

Die Verlockung der „Freiheit“ seitens der Psychotherapie ist bloß eine willkommene Entschuldigung, „krank“ zu sein und nicht sündhaft. Die Gefahr bei dem Verzicht auf die Kategorie der Sünde und die Richtschnur des Gewissens ist, in einem existentiellen Vakuum verloren zu gehen:

Indem wir amoral, ethisch neutral und „frei“ wurden, haben wir die Wurzeln unserer Existenz durchgeschnitten; unseren tiefsten Sinn des Selbst und der Identität verloren; und wie Neurotiker finden wir uns bei der Frage: Wer bin ich? Was

ist meine Bestimmung? Was ist die Bedeutung des Lebens (der Existenz)?

Wahre Freiheit bedeute letztlich, „sich selbst in den Spiegel schauen können“. Darauf zu verzichten, uns selbst zu verurteilen und gar zu bestrafen, sei kein Respekt und keine Liebe für uns selbst, sondern höchste Selbstverachtung. Der Mensch würde so nicht mehr als Mensch betrachtet, sondern als bloßer Organismus, ohne Moral, ohne Kriterien, ohne Charakter, ohne Geist:

Wer will denn seine Fähigkeit verlieren, sich zu verurteilen und zu bestrafen [...]? Dies ist sicherlich die „köstliche Perle“; und der sogenannte „Therapeut“, der sie uns nimmt, respektiert uns nicht, sondern verachtet uns, sich selbst und die gesamte Menschheit.

Hier findet der Leser den von mir bereits angedeuteten Widerspruch zur psychologisierenden Deutung der Prokrastination ausformuliert. Neil Fiore sieht das urteilende Reflektieren des Selbst als Hemmung, die Identifikation mit einer Berufung als Neurose. Zum

Glück bleibt er dann doch, entgegen seiner Ansage, bei der (durchaus wirksamen) Symptombekämpfung und drängt sich nicht in psychotherapeutische Tiefen. So sehr ich sonst die Radikalität des An-die-Wurzel-Gehens im Gegensatz zur Symptombekämpfung betone: beim Menschen hat dies eine Grenze. Die utopischen „Radikalen“ rücken dem Menschen an die Wurzel, weil sie sie nicht respektieren, sondern mit Gewalt verändern wollen. Der Respekt vor dem Menschen gebietet jedoch, seine „Symptome“ für voll zu nehmen und die Tiefe seiner Seele in Frieden zu lassen. Das meine ich mit „Psychologisieren“: Die Handlungen und Äußerungen unserer Mitmenschen durch hypothetische *Warums* zu relativieren, anstatt sie in die Verantwortung zu nehmen. Die Psychologisierer mit ihrem „realistischen Menschenbild“ mögen näher an der momentanen Wirklichkeit liegen, die Wahrheit in ihrer gesamten Potentialität jedoch verschütten sie. Wenn wir Menschen nicht so behandeln, als hätten ihre Worte

und Taten Gewicht, erziehen wir sie zur Verantwortungslosigkeit.

Sein statt Haben

Der Theologie-affine Psychologe Erich Fromm teilt diese Analyse, kommt aber zu anderen Schlußfolgerungen. Wir erinnern uns an ihn als entschlossenen Proponenten des „Grundeinkommens“. Das Interessante ist, daß seine Schlußfolgerungen keine Schlüsse aus seiner Analyse darstellen, sondern seine Prämissen widerspiegeln. Dies läßt sich heute oft beobachten: Immer mehr Menschen sehen die Dinge und nennen sie beim Namen, doch verwenden sie diese Einsichten als Vorwände für die verschiedensten politischen Steckenpferde. Fromms Analyse ist barsch und spricht aus, was heute viele Menschen ganz ähnlich empfinden – und wohl auch die Stimmungslage am Ende der 1970er, die der heutigen sehr ähnelt, widerspiegelt:

Wir sind eine Gesellschaft notorisch unglücklicher Menschen: einsam, von Ängsten gequält, deprimiert, destruktiv, abhängig – jene Menschen, die froh sind, wenn es ihnen

gelingt, jene Zeit „totzuschlagen“, die sie ständig einzusparen versuchen. [...] Zum erstenmal in der Geschichte hängt das *physische Überleben der Menschheit von einer radikalen seelischen Veränderung des Menschen ab*.

In seinem bemerkenswert Buch *Haben oder Sein*⁽³⁷⁾ setzt Fromm an, *die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft* zu formulieren. Mein guter Freund Julian Rauchdobler legte mir dieses Buch ans Herz, was eine hervorragende Empfehlung war. Fromm geht hart ins Gericht mit dem Materialismus der Gegenwart, den er durch den Begriff „Haben“ versinnbildlicht sieht. In der Tat ist dies der unbewußte Ausruf hinter einem erschreckend großen Teil heutiger Verhaltensweisen, ob in der Politik oder im Alltag: *(will) haben!* Die kurzfristige Lustorientierung sei von einer unphilosophischen Praxis der Aristokratie zur Praxis und Theorie der Bourgeoisie geworden.

Die Orientierung am Haben führe zu ständiger Angst, zu verlieren. Dies sei auch der wesentliche Grund für

die Angst vor Freiheit. Der Held sei stets ein Mensch, der den Mut habe, aufzugeben, was er hat,

nicht ohne Furcht, aber ohne ihr zu erliegen. [...] Während beim Haben das, was man hat, sich durch Gebrauch verringert, nimmt das Sein durch die Praxis zu. [...] Die Kräfte der Vernunft, der Liebe, des künstlerischen und intellektuellen Schaffens — alle wesenseigenen Kräfte wachsen, indem man sie ausübt. Was man gibt, verliert man nicht, sondern im Gegenteil, man verliert, was man festhält.

Dies sei die Existenzweise des *Seins*, die nun anstelle jener des Habens treten solle. Die dazu nötige seelische Umwandlung bestünde darin, unser Konzentration auf das Ich aufzugeben. Den dahin führenden Weg beschrieben die Mystiker als Versuch, sich „arm“ und „leer“ zu machen. Die Sufis etwa empfehlen, sich von allen Sorgen zu entblättern, wie ein Baum der sich im Winter ganz nach innen wendet und der Gnade im Frühling harrt.*³⁸* Die Voraussetzungen für die Existenzweise des Seins sind für Fromm

Unabhängigkeit, Freiheit und das Vorhandensein kritischer Vernunft. Ihr wesentlichstes Merkmal ist die Aktivität, nicht im Sinne von Geschäftigkeit, sondern im Sinne eines inneren Tätigseins, des produktiven Gebrauchs der menschlichen Kräfte. Tätigsein heißt, seinen Anlagen, seinen Talenten, dem Reichtum menschlicher Gaben Ausdruck zu verleihen, mit denen jeder – wenn auch in verschiedenem Maß – ausgestattet ist. Es bedeutet, sich selbst zu erneuern, zu wachsen, sich zu verströmen, zu lieben, das Gefängnis des eigenen isolierten Ichs zu transzendieren, sich zu interessieren, zu lauschen, zu geben.

Wissen haben

Um die Frommsche Dialektik besser zu verstehen, wollen wir einige Bereiche betrachten, auf die er sie anwendet. Zunächst widmet er sich dem Wissen, um hier einen „Habentypus“ von einem „Seinstypus“ zu unterscheiden:

Studenten in der Existenzweise des Habens haben nur ein Ziel: das »Gelernte« festzuhalten, entweder indem sie es ihrem Gedächtnis einprägen oder indem sie ihre Aufzeich-

nungen sorgsam hüten. Sie brauchen nichts Neues zu schaffen oder hervorzubringen. Der »Habentypus« fühlt sich in der Tat durch neue Ideen oder Gedanken über sein Thema eher beunruhigt, denn das Neue stellt die Summe der Informationen in Frage, die er bereits hat. Für einen Menschen, für den das Haben die Hauptform seiner Bezogenheit zur Welt ist, sind Gedanken, die nicht leicht aufgeschrieben und festgehalten werden können, furchterregend, wie alles, was wächst, sich verändert und sich somit der Kontrolle entzieht.

Dem steht der Wissende als Daseinsform entgegen. Sein Ziel ist stets *tieferes Wissen*, nicht bloß *mehr Wissen*.

Die meisten Menschen des „Habentypus“ sieht Fromm als halb wachend und halb träumend und nicht ahnend,

daß das meiste dessen, was sie für wahr und selbstverständlich halten, Illusionen sind, die durch den suggestiven Einfluß des gesellschaftlichen Umfelds hervorgerufen werden, in dem sie leben. Wissen beginnt demnach mit der Zerstörung von Täuschungen, mit der »Ent-täuschung«. Wissen bedeutet, durch die Oberfläche zu den Wurzeln und damit zu den Ursachen vorzudringen, die Realität in ihrer Nacktheit zu »sehen«. Wissen bedeutet nicht, im Besitz von

Wahrheit zu sein, sondern durch die Oberfläche zu dringen und kritisch und tätig nach immer größerer Annäherung an die Wahrheit zu streben.

Dies erinnert an meine Worte in früheren Scholien. Wenn ähnliche Menschen ähnliche Phänomene beschreiben, klingt es häufig nach Plagiaten, es handelt sich aber um Bestätigung. So war es ja auch bei Konrad P. Liessmann. Dieser hat eine weitere wichtige Beobachtung zum „Haben“ von Informationen beizutragen:

Überprüft man die zahllosen sogenannten Informationen, die ein moderner Mensch im Laufe eines Tages – auch unter dem offiziellen Titel »Nachrichten« – konsumiert, daraufhin, inwiefern danach eine Handlung gesetzt wird, die ohne die Nachricht unterblieben wäre, dann wird schlagartig klar, daß die meisten der sogenannten Nachrichten keine Nachrichten sind und daß Nachrichten, die einen Unterschied machen, also tatsächlich etwas mitzuteilen haben, selten sind und aus der Datenflut in der Regel erst mühsam herausgefiltert werden müssen. Was die allabendlichen Fernsehnachrichten betrifft, gibt es übrigens nur einen Block, der tatsächlich eine Information übermittelt, die für die nahe Zukunft

eines fast jeden Zusehers einen Unterschied macht und der deshalb tatsächlich eine Bedeutung hat: der Wetterbericht. Alles andere, so ernst es sein mag, ist in der Regel Unterhaltung.*⁽³⁹⁾*

Ich denke immer wieder über eine Zeitung nach, die nicht den täglichen Informationsmüll umgeschriebener Pressemeldungen bringt, sondern tatsächliche Nachrichten. Eine solche Zeitschrift, wäre aber keine Schrift der Zeit mehr, sondern ein zeitloseres Blatt. Dies wirft das große Problem auf, daß die chronologische Systematik des Erscheinungsdatums kaum noch Relevanz hat, wodurch ein wichtiger Strukturierungsbehelf wegfällt. Das ist ja auch das Problem von Weblogs, wie ich es zum Auftakt der Scholienreihe beschrieb: ihre Chronologie drängt sie zur Zeitlichkeit (Zur Problematik des zu engen Zeitbezugs siehe die letzten Scholien). Eine solche Publikation wirklich relevanter Nachrichten würde wohl den Charakter von Benjamin Franklins Almanach haben. Von meiner kleinen Fingerübung

würde sich diese durch größere Systematik unterscheiden, die freilich mehr Schreiberlinge erfordern würde, die jeweils einen bestimmten Themenbereich beackern. Da man ohnehin nie mit der Aktualität des Geschehens Schritt halten kann, fände ich es sympathischer, wenn sich der jeweilige Journalist das Vertrauen seiner Leserschaft erarbeitet, indem er seine persönliche Lebenserfahrung teilt, wie es ihm dabei ergeht, in einem Bereich immer tieferes Wissen und Können zu erlangen. Dessen persönliche Lehren wären wohl die besten Nachrichten.

Glauben haben

Erich Fromm widmet sich hernach dem Bereich des Glaubens. Für den „Habentypus“ sei Glaube das Ansammeln von vorgefertigten Antworten, die ihm ein Zugehörigkeitsgefühl verschaffen. Gott verkomme dabei zu einem Idol:

Das bedeutet im Sinne der Propheten, ein von Menschen gemachtes *Ding*, auf das der Mensch seine eigenen Kräfte projiziert und sich selbst dadurch schwächt. Er unterwirft sich also seiner eigenen Schöpfung und erfährt sich selbst durch die Unterwerfung in einer entfremdeten Form. Ich kann das Idol *haben*, weil es ein Ding ist, doch aufgrund meiner Unterwerfung hat es gleichzeitig mich. [...] In der Existenzweise des Habens ist der Glaube eine Krücke für alle jene, die Gewißheit wünschen, die einen Sinn im Leben finden wollen, ohne den Mut zu haben, selbst danach zu suchen.

Für den „Seinstypus“ hingegen sei der Glaube eine innere *Einstellung*. Es wäre angebrachter zu sagen, er *sei* im Glauben, als er *habe* Glauben. Fromm deutet die Mystik als Versuch der Entidolisierung Gottes. Gott sei der Eine oder gar das Nichts – auf Englisch *no-thing*: Kein Ding. Die Einstellung jener Art des Gläubigen entspräche einem Vertrauen, einer inneren Gewißheit. Das Wort *Amen* bedeutet so auch „gewiß“.

Für den christlich inspirierten Fromm waren die hebräischen Propheten revolutionäre Denker:

[Sie] erneuerten die Vision menschlicher Freiheit, der Ungebundenheit durch Besitz, und sie protestierten gegen die Unterwerfung unter Götzen, die das Werk von Menschenhand waren. Sie waren kompromißlos und sagten voraus, daß das Volk wieder aus dem Land vertrieben werden würde, wenn es sich inzestuös daran klammere und nicht imstande sei, frei darin zu leben, das heißt, es zu lieben, ohne sich darin zu verlieren. Für die Propheten war die Vertreibung aus dem Land eine Tragödie, aber der einzige Weg zu endgültiger Befreiung.

Liebe haben

Der „Habentypus“ des Liebens ist nichts anderes als die versuchte Inbesitznahme eines Menschen. Viele heutige Beziehungen mitsamt ihrer gespielten Eifersüchtelei sind eigentlich solche Wettkämpfe gegenseitiger Kontrolle. Der Geliebte wird zu einem Objekt, das in Wirklichkeit nicht geliebt wird, sondern in seinem Potential als Subjekt erstickt wird. Erich Fromm wirft etwas pauschal, aber wohl leider nicht zu Unrecht, vielen Eltern vor, ihre Kinder in diesem Sinne nicht wirklich

zu lieben. Der Archetypus dieser Sünde der possessiven „Liebe“ ohne Liebe sei die Überlieferung von Adam und Eva. Fromm schließt, daß sich Adam und Eva gar nicht liebten. Sie schützten sich nicht gegenseitig, sondern heben ihr eigenes Ich über das des anderen. Adam weist sogar, um der göttlichen Strafe zu entgehen, alle Schuld auf Eva.

Welcher Sünde haben sie sich schuldig gemacht? Einander als getrennte, isolierte, egoistische Menschen gegenüberzutreten, die ihre Trennung nicht durch den Akt liebender Vereinigung überwinden können. Diese Sünde ist in der menschlichen Existenz selbst verwurzelt.

Dieser Zustand völliger Trennung und Entfremdung voneinander ohne die Brücke der Liebe sei so unerträglich, daß Fromm diesen als Definition des theologischen Konzeptes der „Hölle“ betrachtet. Die einzige Möglichkeit, sich vor dieser Hölle zu retten, sei, das egozentrische Getrenntsein durch den Akt des Liebens zu sühnen und zu heilen. Dieses Lieben des „Seinstypus“ ist ein Tunwort, kein Nomen:

es impliziert, für jemanden (oder etwas) zu sorgen, ihn zu kennen, auf ihn einzugehen, ihn zu bestätigen, sich an ihm zu erfreuen – sei es ein Mensch, ein Baum, ein Bild, eine Idee. Es bedeutet, ihn (sie, es) zum Leben zu erwecken, seine (ihre) Lebendigkeit zu steigern. Es ist ein Prozeß, der einen erneuert und wachsen läßt.

Fromm unterscheidet zudem anhand der elterlichen Liebe zwei wesentliche Grundformen des Liebens. Auf der einen Seite stehe das mütterliche Prinzip der bedingungslosen Liebe. Die Mutter liebt ihre Kinder, auch wenn sie ihr gerade keine Freude machen. Diese Liebe kann kaum „verdient“ oder verloren werden. Diese Mutterliebe steht sinnbildlich für Gnade und Barmherzigkeit. Die etymologische Begründung hierzu habe ich schon in früheren Scholien diskutiert.

Im Gegensatz dazu steht die väterliche Liebe, diese ist eine bedingte Liebe:

sie hängt von den Leistungen und dem guten Betragen des Kindes ab; der Vater liebt das Kind am meisten, das ihm am ähnlichsten ist, das heißt, dem er sein Eigentum hinterlassen möchte. Die Liebe des Vaters kann verloren

werden, aber sie kann auch durch Reue und erneute Unterwerfung wiedererworben werden. Die väterliche Liebe ist *Gerechtigkeit*.

Diese zwei Aspekte der Liebe werden für Fromm auch in einem menschlichen Bedürfnis nach Gnade *und* Gerechtigkeit widergespiegelt:

Die tiefste Sehnsucht der Menschheit scheint einer Konstellation zu gelten, in der beide Pole (Mütterlichkeit und Väterlichkeit, weiblich und männlich, Gnade und Gerechtigkeit, Fühlen und Denken, Natur und Intellekt) in einer Synthese vereinigt sind, in der beide Pole ihren Antagonismus verlieren und stattdessen einander färben.

Freude statt Vergnügen

Der „Seinstypus“ der Liebe hat den Leser sicherlich an den von mir vielzitierten Viktor Frankl erinnert. In der Tat gibt es zwischen Fromm und Frankl viele Gemeinsamkeiten. Fromm war bloß wesentlich unvorsichtiger in seinen politischen Schlußfolgerungen, was seinen bleibenden Wert leider etwas mindert. Frankl unter-

scheidet genauso wie Fromm das kurzfristige Vergnügen von der nachhaltigen Freude:

Die bloße Befriedigung des sexuellen Triebs bietet Lust, die Erotik der Verliebten bietet Freude, die Liebe bietet Glück. Darin gibt sich eine zunehmende Intentionalität kund. Lust ist nur ein zuständliches Gefühl; Freude jedoch ist intentional, also auf etwas gerichtet. Glück aber hat seine bestimmte Richtung – auf die eigene Erfüllung. So gewinnt Glück einen Leistungscharakter („beatitudo ipse virtus“ [die Glückseligkeit selbst ist eine Tugend], Spinoza).*(40)*

Fromm kritisiert, daß wir heute in einer Welt „freudlosen Vergnügens“ leben würden. Die Freudlosigkeit dieses Lebens zwingt die Menschen dazu, ständig nach neuen und noch aufregenderen Vergnügungen zu streben.

Vergnügungen und Nervenkitzel hinterlassen ein Gefühl der Traurigkeit, wenn der Höhepunkt überschritten ist. Denn die Erregung wurde ausgekostet, aber das Gefäß ist nicht gewachsen. Die inneren Kräfte haben nicht zugenommen. Man hat versucht, die Langeweile unproduktiver Beschäftigung zu durchbrechen, es ist

einem gelungen, für einen Augenblick alle Energien auf ein Ziel zu konzentrieren – außer Vernunft und Liebe. Man wollte ein Übermensch werden, ohne ein Mensch zu sein. [...] Der alte Satz: *Omne animal post coitum triste* (Alle Lebewesen sind nach dem Koitus traurig) drückt das gleiche Phänomen in bezug auf lieblosen Sex aus – ebenfalls ein mit starker Erregung verbundenes Gipfelerlebnis und daher enttäuschend, sobald es vorüber ist. Sexuelle Freude fühlt man nur, wenn physische Intimität gleichzeitig die Intimität des Liebens ist.

Freude erfolge immer aus innerer Lebendigkeit, während das Vergnügen die Ersatzbefriedigung sei, zu der es dieser Lebendigkeit nicht bedarf:

Freude ist eine Begleiterscheinung produktiven Tätigseins. Sie ist kein »Gipfelerlebnis«, das kulminiert und abrupt endet, sondern eher ein Plateau, ein emotionaler Zustand, der die produktive Entfaltung der dem Menschen eigenen Fähigkeiten begleitet. Freude ist nicht die Ekstase, das Feuer des Augenblicks, sondern die Glut, die dem Sein innewohnt.

Ganz ähnlich klingt dies wieder bei Viktor Frankl in Hinblick auf das Glück, die höchste Stufe der Freude:

Glück ist nicht nur intentional, sondern „produktiv“. Nur so ist es zu verstehen, daß ein Mensch in seinem Glück „sich erfüllen“ kann.⁽⁴¹⁾*

Produktivität statt Aktivität

Diese lebendige Produktivität im Sinne Frankls und Fromms steht der entfremdeten Aktivität gegenüber. Der Unterschied dabei ist, ob man sich als handelndes Subjekt empfindet, oder als getriebenes Objekt. Dies ist auch die eigentliche Bedeutung des großen Begriffs der „Entfremdung“, der uns immer wieder unterkommt. Wenn wir den Eindruck erfahren, unser Leben nicht mehr in der Hand zu haben, werden wir uns fremd: Wir tun Dinge, die uns eigentlich widerstreben, weil wir glauben, sie „tun zu müssen“ oder den Eindruck haben, daß uns „keine andere Wahl“ bleibt. Beim produktiven Tätigsein handelt es sich um bewußtes Schaffen. Dabei geht es mehr um die Einstellung als um das Ergebnis (Nicht-Intentionalität!):

Produktives Tätigsein bezeichnet den Zustand innerer Aktivität, sie muß nicht notwendigerweise mit der Hervorbringung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Werkes bzw. von etwas „Nützlichem“ verbunden sein. Produktivität ist eine Charakter-Orientierung, zu der jeder Mensch fähig ist, der nicht emotional verkrüppelt ist. Der produktive Mensch erweckt alles zum Leben, was er berührt. Er gibt seinen eigenen Fähigkeiten Leben und schenkt anderen Menschen und Dingen Leben.

Hier sind wir bei der Diskussion um den populären Gegensatz zwischen Praxis und Theorie. Dieser Gegensatz folgt aus einer Verwechslung von Tätigkeit und Getriebensein. Für die alten Griechen war die höchste Form der nicht entfremdeten Praxis die Muße zur Reflexion. Besonders bei Aristoteles wird das deutlich, dessen *Nikomachische Ethik* wir gerade in gemeinschaftlicher Anstrengung im Institut für Wertewirtschaft lesen.*⁴²*

Sinnliche Lust kann übrigens der Nächstbeste, auch ein Sklave, nicht minder genießen als der höchstwertige Mensch. Anteil am Glück aber weist niemand dem Sklaven

zu, außer er gibt ihm auch die Möglichkeit, ein eigenständiges Leben zu führen. Denn nicht in dem erwähnten Treiben besteht das Glück, sondern in einem Tätigsein im Sinne der Trefflichkeit.^{43}*

„Glück“ ist die Übersetzung für *eudaimonia*, die Glückseligkeit. Wörtlich meint dies „eines guten *Daimons* sein“ – um es so wiederzugeben, daß es mit unserem „guter Dinge sein“ kontrastiert. *Daimon* ist *no-thing*, kein-Ding. Mein Kollege Eugen M. Schulak hat ein ganzes Buch zum *Daimon* verfaßt, das eine gut lesbare Einführung ins philosophische Denken bietet.^{44}* Eugen schildert den *Daimon* als unsere Berufung. Eine noch bessere Übersetzung für *eudaimonia* wäre also wohl „mit unserer Berufung gut stehen“. Mit „Trefflichkeit“ ist gemeint, daß nach Aristoteles das glückliche Leben ein ethisch hochstehendes Leben ist, das Anstrengung erfordert.

Erich Fromm leitet aus seiner Kritik der entfremdeten Aktivität eine stellenweise marxistisch klingende Kapitalismuskritik ab. Den Kampf zwischen Arbeit und

Kapital deutet er als Metapher für den Kampf zwischen Lebendigem und Totem. Diese Unterscheidung ist freilich ökonomischem Unverständnis geschuldet und widerspricht der Frommschen Analyse vollkommen. Die unselbständige Arbeit am Fließband wird auch ohne „Chef“ und ohne „Kapital“ nicht lebendiger, das Kapital hingegen ist in einer freien Wirtschaft eine höchst lebendige Struktur der Wertschöpfung. Es war sowohl die Zerstörung, als auch die künstliche Konzentration von Kapital, die aus produktiven Selbständigen getriebene Lohnabhängige gemacht hat. Nicht ganz Unrecht hat Fromm allerdings mit seiner Kritik an einer „Marketing-Charakterstruktur“, deren einziges Ziel es sei, möglichst optimal zu „funktionieren“ und Dinge effizient zu tun, egal was und wozu:

Philosophischen oder religiösen Fragen, etwa *wozu* man lebt und warum man in die eine und nicht die andere Richtung geht, bringen sie (zumindest bewußt) wenig Interesse entgegen. Sie haben ihr großes, sich ständig wandelndes Ich, aber keiner von ihnen hat ein Selbst, einen Kern, ein Identitätserleben. Die „Identitätskrise“ der mo-

deren Gesellschaft ist darauf zurückzuführen, daß ihre Mitglieder zu selbst-losen Werkzeugen geworden sind, deren Identität auf ihrer Zugehörigkeit zu Großkonzernen (oder anderen aufgeblähten Bürokratien) beruht.

Dieser Typus könne durchaus intelligent sein, doch mangle es ihm an Vernunft. Es handle sich um *manipulative Intelligenz*, die ein bloßes Instrument zur Erreichung vorgegebener Zwecke sei, über die auch Tiere verfügen würden. Die Dominanz der „Marketing-Charakterstruktur“ sei unter anderem daran erkennbar, daß das Wort *Profit* seine ehemalige Bedeutung verloren habe. Laut Fromm hätte es einst die Bedeutung gehabt: *Gewinn für die Seele*.

Übung macht den Meister

Dieses produktive Tätigsein im Gegensatz zur Aktivität folgt genau der Grundeinstellung, die ich eingangs diskutiert habe und mit dem Zen in Verbindung setzte. Man kann in diesem Sinne auch in tiefster Meditation und Kontemplation produktiv sein. Das taoistische Handeln ohne Handeln nach Lao-Zu meint wohl auch

eher das Tätigsein ohne Aktivität, wobei wir in uns selbst ruhen und uns daher nicht fremd sind. Dieser Weg aus der Entfremdung ist ein lebenslanger Prozeß der Selbst-Aneignung, der *original appropriation of the self*, um in der Sprache der diesbezüglichen Rechtstradition zu sprechen. Entfremdung durch Enteignung bekämpfen zu wollen, ist daher, wie gesagt, ein wirklich verheerender Wahnsinn: die Medizin ist das Gift. Der Sozialismus ist deshalb sozio-pathologisch betrachtet eine *iatrogene* Krankheit. Die Gesellschaftsingenieure, die vorgaben, die Gesellschaft zu reparieren, sind ihre Totengräber.

Gute Unternehmen versuchen stets, die Entfremdungserscheinungen ihrer Arbeiter zu lindern. Masaru Ibuka, der den japanischen Konzern Sony gründete, hatte folgende Mission: einen Arbeitsort (nicht „Arbeitsplatz“) zu schaffen, an dem die Ingenieure die Freude (!) technischer Innovation verspüren, sich ihres Beitrags zu einer besseren Gesellschaft stets bewußt sind und zu ihrer eigenen Herzenszufriedenheit arbeiten können.

Doch vollständig läßt sich die Selbständigkeit nicht simulieren. Der Sklave ist zwar motivierbar, aber nicht zur Glückseligkeit inspirierbar. Dies gilt in wesentlich schwächerer Form auch für den Angestellten.

Mihály Csíkszentmihályi beschrieb das wahre Schaffen des Selbständigen als nichtintendierte Folge des Werkens, eben als dessen Erfolg. Dieses Werk sei eine kontemplative Übung, ein ständiges Üben (des ewigen Anfängers, wie uns Shunryu Suzuki lehrte). In diesem Sinne etwas wahrhaft schaffen zu können, sei nicht von heute auf morgen möglich. Es erfordere zehn Jahre des Aufgehens in seiner jeweiligen Tätigkeit, der Übung ohne Zwecke. Dies erinnert an die alte Weisheit, daß es zum wirklichen Meistern eines Handwerks 10.000 Stunden Übung bedarf.⁽⁴⁵⁾ Wer nur den Zweck im Auge hat, wird angesichts dieser Empfehlung schnell ernüchtert sein. Darin bestand auch die anfängliche Frustration von Eugen Herrigel, dem Schüler des japanischen Meisters im Bogenschießen. Die Übung gelang erst, als das Gelingen zur Ne-

bensache geworden war. Herrigel hatte dann in der Diktion Fromms die Transformation vom „Habentypus“ zum „Seinstypus“ bewältigt. Das Erfolg-Haben wird unbedeutend, das Sein zum Wesentlichen: Tätigsein, Vertrauen, Üben, Lieben.

Die falsche Trennung von Theorie und Praxis, von Vorstellung und Realität, liegt im Kern auch dem Unwohlsein der Studentenschaft zugrunde. Womöglich ahnen sie, daß sie zu einem großen Teil einem elaborierten Betrug zum Opfer fallen. Die Studenten der Betriebswirtschaft, die ich unterrichte, habe ich sehr damit provoziert, ihnen kundzutun, daß sie für ihr „Studium“ vor einigen hundert Jahren wohl schallendes Gelächter geerntet hätten. Willst du denn ein Kaufmann werden oder ein Wissenschaftler (Philosoph), hätte man sie gefragt. Wenn dich letzteres nicht interessiert, dann gehörst du ganz bestimmt keiner Universität an, keiner *universitas scholarum*, egal was dir andere und du dir selbst vorspielen. Wenn ersteres dein Ziel ist, so strebst du nach der Kunstfertigkeit, ein guter

Kaufmann zu sein. Wissenschaft besteht darin, die Muße zu finden, Wissen zu schaffen, den Dingen auf den Grund zu gehen, die Wirklichkeit immer besser zu verstehen. Auch die Wissenschaft ist natürlich eine Kunst. Kunst kommt von Können. Und ein Können läßt sich nur auf eine Weise erwerben: durch Üben. In der Gemeinschaft der Gelehrten wird von Anfang an Wissenschaft betrieben, und stets bleibt man am Anfang – ein Anfänger der Erkenntnis. Der Gelehrte übt im Lesen, Schreiben, Disputieren, Vortragen. Beim Lehren lernt er das meiste. Seine Kunst ist eine wichtige, doch sie ist nicht die einzige und sie liegt nur wenigen wirklich. Der Kaufmann pflegt eine andere Kunst, benötigt ein anderes Können. Selbstverständlich erkennt man die besten Kaufleute auch daran, stets der Erkenntnis zugetan zu sein, ein Freizeit-Gelehrter zu sein, sowie es dem Ökonomen gut täte, zumindest ein Freizeit-Kaufmann zu sein. Es ist auch nicht verboten, daß sich der Kaufmann eine Auszeit nimmt, oder eines Tages dem Handel gänzlich abschwört und sich in eine

Universität oder ein Kloster zurückzieht. Die Absurdität besteht darin, daß der Möchtegern-Kaufmann an die Universität geht und glaubt, dort zum Meister seines Metiers werden zu können. Er nennt sich *Master* und bildet sich viel darauf ein. Im besten Falle erkennt der „Student“ seine eigentliche Berufung in der Wissenschaft, in der Reflexion über Wirtschaft und Gesellschaft. Das ist im heutigen Studium der „Betriebswirtschaft“ eher unwahrscheinlich, denn die Verheißung ist ja eine andere, eine trügerische. Eine Ausbildung wird versprochen. Man muß schon Mitleid haben mit einem jungen Menschen, der dann als *Master* der Betriebswirtschaft glaubt, ein *ausgebildeter* Kaufmann zu sein. Daß diese belogene Generation dann die erstbesten Kanäle für ihren Unmut sucht, ohne diesen artikulieren oder auch nur selbst verstehen zu können, stößt auf mein Verständnis. Nicht jedoch auf mein Gutheißen. Wenn ein Politiker oder Rektor heute sagt, er habe „Verständnis“, meint er damit das implizite Gutheißen

des Trubels, von dem er sich erwartet, daß er letztlich mehr Geld in seinen Einflußbereich fließen läßt.

Zen-Rituale

Das Üben als bewußtes Tätigsein hat zeremoniellen Charakter. So ist verständlich, warum Zen-Meister betonen, Zen sei Praxis, habe gar keine „Theorie“ zu bieten. Gemeint ist die heute dominante Form der „Theorie“, die ihren Plural in den „Theorien“ findet: beliebige Rezepte und vorgeformte Antworten. Der „Gottesdienst“ des Zen ist, seine Sache gut zu machen. Zu wissen, was unsere Sache ist und was gut, das erfordert jedoch viel *Theoria*, kontemplative Anschauung.

Die Geisteshaltung dieser fortwährenden Lebens-Übung trachtet danach, das Wesentliche wie ein Ritual zu begehen. Wesentlich kann auch eine vermeintlich unbedeutende Kleinigkeit sein, sie erlangt durch diesen Zugang die Bedeutung, die sie eigentlich verdient. Rituale sind überaus effektive Hilfsmittel, um unserem Leben Struktur und Bedeutung zu geben. Ein Ritual ist

eine Gewohnheit, die man im wahrsten Sinne des Wortes pflegt. Sie gewinnt dadurch Bedeutsamkeit, daß sie dem Heiligen zugerechnet wird, dem Reich des Idealen, das nicht ganz „von dieser Welt“ ist und daher luxuriösen Abstand vom Trott und Wahnsinn der *civitas terrena* erlaubt (siehe letzte Scholien). Jedes Üben besteht im Aufbau guter Gewohnheit.

Daß die Gewohnheiten oft wesentlicher als die Worte sind, erkannte Steven R. Covey. Er erlangte ungeheuren Erfolg mit seinem Buch, das keine Erfolgsrezepte wiedergab, sondern die Gewohnheiten der Erfolgreichen beleuchtete. Daraus machte Covey leicht verdauliche und verkäufliche *7 habits of highly effective people*.⁽⁴⁶⁾ Der Verkaufstitel führt dabei ein wenig in die Irre, denn die „Effektivität“, die Covey meint, ist eigentlich die gute alte Glückseligkeit.

Ein jüngerer Autor trifft derzeit ein wenig den Nerv der Zeit, dieses Konzept der Gewohnheiten mit dem Zugang des „ewigen Beginners“ zu vereinen. Leo Babauta betreibt einen Weblog, auf dem er *Zen habits* kund-

tut.⁽⁴⁷⁾ Gemeint ist praktische Lebenshilfe, die den hysterischen Tonfall der auf Effizienz und Motivation konzentrierten Lebenshilfeliteratur klassischen Zuschnitts gegen den gelasseneren Zugang eintauscht, für den Leo Babauta der Begriff *Zen* am geeignetsten erscheint. De facto handelt es sich natürlich auch hier eher um ein Etikett denn einen wirklichen theologischen Bezug. Sein Weblog erheischte schnell eine überwältigende Leserzahl und seine Bücher (meist gedruckte Fassungen seiner Weblogbeiträge) verkaufen sich gut. Der Autor überzeugt seine Leser damit, glaubwürdig den Eindruck zu vermitteln, selbst hart daran zu arbeiten, ein gutes Leben zu führen. Das gelang ihm bisher ganz gut, in Sachen Produktivität macht er einen vorbildlichen Eindruck. Sehen wir uns seine Gewohnheiten anhand eines typischen Tagesablaufes an.

Leo ist Frühaufsteher, und zwar Sehrfrühaufsteher. Er ist um 5.30 Uhr aus dem Bett. Was fällt uns als erstes auf, wenn wir Leo sehen? Er steht ohne Murren und schnell auf, denn er freut sich auf den Tag. Das liegt daran, daß er im

letzten Jahr seine Leidenschaft gefunden und zum Beruf gemacht hat. Er arbeitet zu Hause. Jeden Morgen startet er mit seiner Morgenroutine in den Tag: Er macht sich kurz frisch und schaut sich dann bei einer schönen Tasse Kaffee den Sonnenaufgang an. Danach setzt er sich an den Schreibtisch und schreibt einen Artikel – das macht er jeden Tag, und es ist meistens eine seiner wichtigsten Aufgaben für diesen Tag. Wenn er fertig ist mit dem Schreiben, zieht er sich seinen Jogging-Anzug an und läuft 30 Minuten. Dabei findet er Entspannung zum Denken. Wieder zuhause angekommen springt er unter die Dusche, isst dann ein gesundes Frühstück und macht sich zügig an die zweite Hauptaufgabe, die er sich für den Tag vorgenommen hat. Bevor Leo mit einer seiner wichtigsten Aufgaben beginnt, räumt er seinen Schreibtisch auf und eliminiert alle möglichen Ablenkungen – kein Internet, kein geöffnetes Mailprogramm, kein Telefonklingeln. Er konzentriert sich voll und ganz auf die zu erledigende Arbeit, macht dabei alle 10 bis 15 Minuten kurze Pausen, ohne dabei aber abzuschweifen. Erst wenn er seine Morgenroutine beendet und zwei seiner Hauptaufgaben erledigt hat, liest Leo seine Mails und RSS-Feeds. Leo hat bereits am Vorabend seine drei Hauptaufgaben für heute festgelegt. Das macht er während seiner

Abendroutine mithilfe eines simplen Moleskine-Notizbuchs. Auf einer neuen Seite notiert er das Datum und listet dann seine drei wichtigsten Aufgaben auf. An den unteren Seitenrand schreibt er kleinere Sachen, die er gebündelt erledigen will – Telefonate, Mails, Einkäufe. Sein Notizbuch ist zugleich sein Erfassungswerkzeug, das er überallhin mitnimmt. Mit einem Post-It hat er einen Abschnitt gekennzeichnet, in dem er Gedanken und andere Inputs aufschreibt, sobald sie ihm in den Sinn kommen. Unser Beispieltag ist ganz zufällig auch der Tag von Leos Wochenrückblick. In etwa 30 Minuten geht er sein System durch, schaut seine To-Do-Liste (ganz hinten im Notizbuch) an und hält Ausschau nach Aufgaben und Verpflichtungen, die er streichen kann, so daß nur die übrigbleiben, die ihm wirklich wichtig sind. Er denkt über sein Jahresziel nach, überlegt, welchen Fortschritt er dafür in den vergangenen 7 Tagen gemacht hat, und versichert sich, daß eine der Hauptaufgaben für die nächste Woche dazu in Bezug steht. Ein paar Aufgaben auf der To-Do-Liste sind schon erledigt, die kann er streichen. Ein paar andere lassen sich delegieren, was er auch gleich per Email tut. Wenn seine „Eingangsorte“ leer sind, plant er seine Hauptaufgaben für die nächste Woche und verteilt sie im Kalender. [...] Gegen

Ende des Arbeitstages leert er seinen Email-Posteingang und seinen Eingangskorb auf dem Schreibtisch – einige wenige neue Aufgaben befinden sich darin, die er rasch in seine To-Do-Liste überträgt. Nun bereitet er das Essen vor, das seine Kinder morgen in die Schule mitnehmen werden, und checkt als letztes noch kurz seinen Kalender und seine To-Do-Liste, um zu sehen, was am nächsten Tag ansteht. Er wählt die drei wichtigsten Aufgaben für morgen aus, läßt den vergangenen Tag Revue passieren und schreibt kurz vor dem Schlafengehen noch ein wenig Tagebuch.*⁴⁸*

Vielleicht hat der Leser ein wenig Anregung gefunden, den nächsten Tag noch etwas bewußter zu leben. Bloß keinen Streß daraus machen, das wäre vollkommen kontraproduktiv. Ich werde mir Mühe geben und fröhlich scheitern, um meinen treuen Lesern in den nächsten Scholien erneut als blutiger Anfänger der Lebenskunst entgentreten zu können. In diesem Sinne erlaube ich mir, zu schließen, und entlasse meine Leser in ihren Alltag – und diesmal ist dies ganz gewiß nicht abschätzig gemeint.

Bedienungsanleitung

Zur nachgereichten Einführung (ich heiße die neuen Leser herzlich willkommen!) und Erinnerung: Die Scholien sind eine persönliche Sammlung von Notizen, die keinen fremden Zwecken dienen, keiner Systematik folgen und nicht gefallen wollen (aber dürfen).

Scholien sind lose Randnotizen in schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Dieser Publikation füge ich ganz bewußt kein Inhaltsverzeichnis voran, keine Inhaltsangabe hintan, gebe ihr kein eigentliches Thema. Bloß ein Motto picke ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel.

Gelegentlich führt ein kleines Sonnentor ☼ aus dem Text jeweils zu einer Endnote, die hier aufgelistet ist: <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Die Verleitung ins Netz macht es einfacher, Verweisen zu folgen. Diese Spur ist aber rein optional und nicht notwendig.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, das Lektorat besorgt Stefan Sedlacek, meine rechte Hand. Alle

verbleibenden Widersprüche und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themaverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre griffen mir diesmal Oliver Stein, Johannes Leitner, Ralph Janik und Stefan Sedlacek unter die Arme; Johannes hilft mir zudem beim Zusammenstellen der Endnoten.

Falls Sie dieses Exemplar zur Ansicht erhalten haben und kein Mitglied des Instituts für Wertewirtschaft sind, würde ich mich freuen, wenn Sie diese Scholien regelmäßig druckfrisch beziehen möchten. Bitte bestellen Sie Ihr Abonnement auf der Seite <http://wertewirtschaft.org/scholien>. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Ab einer Unterstützung von 60€ im Jahr erhalten Sie als Mitglied unseres Instituts auch alle neuen Analysen zugeschickt.

Allgemeine und organisatorische Anfragen bitte an info@wertewirtschaft.org, inhaltliche Anregungen, Antworten auf meine Fragen und Fragen zu meinen Antworten, Ideen, Kontaktvorschläge, Buchempfehlungen und Kritik an scholien@wertewirtschaft.org zu senden.